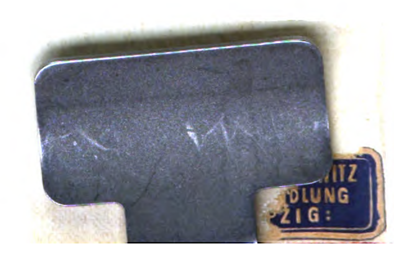


Thieß

Narren




ITZ
DLUNG
ZIG:

Narren

Frank Thieß

Narren

Fünf Novellen



1 · 9 · 2 · 6

J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Engelhorns Romanbibliothek / Band 1000

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalt

Eterna

Als Professor Borylius das Zimmer betrat, saß sie nackt in einem hohen Lehnstuhl und sah ihn an.

Frau Sorny, die Bildhauerin, stand unmerklich lächelnd hinter ihm. Mehrere Sekunden vergingen, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Es war still im Raum, durch dessen hohe Balkonfenster die Augustsonne schien.

Frau Sorny ging auf den Stuhl zu, in dem sie saß, legte die schwarzen dichten Zöpfe über die Schultern und den prachtvollen Arm auf die Lehne. Danach wandte sie sich an Doktor Borylius, der noch immer an der Tür stand.

„Zufrieden?"

Statt aller Antwort trat er näher, doch nicht ganz nahe, sondern so, daß zwischen ihm und der Figur noch eine Armlänge war, nickte und bat die Bildhauerin, sie aufzustellen.

Frau Sorny tat es. Das Geschöpf stand wie eine Somnambule im Zimmer. Lächelnd, offenen Auges, mit den köstlichen Formen einer Liebesgöttin, etwas größer als die beiden Menschen neben ihr; nicht viel übrigens, ein wenig.

Professor Borylius strich sich über die angegrauten dichten Haare. Wohl eine verlegene Geste, denn im Augenblick schien er noch nicht zu wissen, was er antworten sollte.

Frau Sorny lachte leise auf. Dann schwieg sie, mechanisch das schimmernde Haar und die kühle Seidenhaut der Puppe streichelnd.

Professor Borylius nahm ihre Hand und drehte die Innenfläche nach außen, gleichsam als wollte er die Linien suchen. Ließ sie indessen fallen und sagte: „Ich werde sie Eterna taufen, denn sie ist nicht sterblich und wird uns alle überleben."

Wenige Tage später wurde Professor Borylius die Ankunft eines großen Kastens gemeldet, der nicht unähnlich

einem Sarge war. Er sprang vom Schreibtisch auf, um ihn selbst in Empfang zu nehmen. Kamilla, seine alte Haushälterin, erbat sich, die Verschnürung zu lösen. Er schickte sie indessen fort, vorgebend, daß es keine Eile habe und zu gelegener Zeit erledigt werden könne.

Kamilla ging, und auch Professor Boxylius schien sich wieder seinem Schreibtische zuwenden zu wollen. Ja, er betrat das Arbeitszimmer, nahm aber nicht Platz, sondern horchte überflüssigerweise, ob sich die Alte in ihre Küche begeben hatte. Wohl, wohl, sie war in der Küche, er hörte sie unten hantieren.

Somit kehrte er in das Zimmer, darin die Sendung lag, zurück, verschloß die Tür und machte sich daran, die umständliche und feste Verpackung zu beseitigen.

Als er beinahe sein Ziel erreicht hatte, blieb er stehen, schüttelte den Kopf, lächelte und ging auf und ab. Es erschien ihm notwendig, seine Nervosität zu kontrollieren. Die Hast, mit der er diese Manipulationen ausführte, war vielleicht bemerkenswert. Es galt, sich vor neurasthenischen Gesten in acht zu nehmen. Einsamkeit verführt zu Übertriebenheiten. Also bitte Vorsicht, mein Freund, schließlich sind wir kein Knabe mehr, sondern fünfundvierzig.

Nachdem er sich so zur Ordnung gerufen, löste er die Tücher und legte diese, ohne die Puppe sogleich zu betrachten, beiseite. Doch als er sie selbst herausheben wollte, erschrak er über diese Fehlerlosigkeit der Formen, deren Schönheit nichts Menschliches zu haben schien, sondern an sagenhafte Wesen, Sirenen und Meerweiber erinnerte.

Eterna schaute ihn an. Ein etwas müdes Lächeln stand um die köstlich gezeichneten Lippen. Boxylius wunderte sich, daß sie schamlos und ohne Bewegung war. Er beugte sich über sie und berührte mit den Fingerspitzen die rosigen Knospen der Brüste. Dabei entdeckte er, daß ihr auch der Nabel nicht fehlte. Darüber mußte er lächeln und betrachtete die Stelle: Nein, kein Nabel. Er hatte sich geirrt. Kein Nabel. Nur ein kreisförmiges Symbol war da, ähnlich einer zusammengerollten Schlange.

Danach trug er sie ins Schlafzimmer, legte sie auf den Diwan und begab sich an seine Arbeit.

Professor Boxylius genoß keinen großen Ruf in der Gelehrtenwelt. Man warf ihm Unwissenschaftlichkeit vor, nannte ihn phantasievoll, vermißte letzte Exaktheit. Immerhin konnte man nicht umhin, sich mit seinen Büchern zu beschäftigen. Das letzte Werk behandelte die ägyptischen Priesterkulte und gab wesentliche Aufschlüsse über die magischen Zeichen. Soweit hätte man ihm folgen können, doch dann stellte er Verbindungen zwischen den großen Tempelbauten und der dämonischen Gewalt gewisser Oberpriester her und behauptete auch, daß den großen Magiern der Vorzeit Macht gegeben wäre, Tote lebendig zu machen und Lebende fernwirkend zu töten. Alles, was wir mit mechanischen Mitteln erreicht hätten, sei früheren Kulturen auf magischem Wege möglich gewesen. Mit solcherlei Behauptungen hatte sich Professor Boxylius um seinen Kredit in der wissenschaftlichen Welt gebracht. Indessen schierte es ihn wenig. Er liebte nicht die Menschen und suchte im Genuß der Einsamkeit sein Werk.

Das Zimmer, in dem sein Schreibtisch stand, war geräumig und kühl. Die grünen Jalousien verhüteten das Eintreten der Nachmittagsonne. Fernher vom Strome kam das Geheul einer Sirene. Boxylius hörte es nicht; er hatte den Kopf aufgestützt und schrieb.

Um die Abendstunde ging er im Garten spazieren. Auf dem Kies lagen lange Schatten. Erstes Laub des Spätaugust zitterte in der unbewegten Luft zu Boden. Ein feiner Dunst spann Schleier zwischen den Asternbeeten und dem wilden Nußbaum vor seinem Schlafzimmer. Dorthin begab er sich. Die Fensterflügel standen offen. Er lauschte hinauf.

„Wie lausche ich doch?“ sprach er lächelnd zu sich selber. „Ist sie nicht eine leblose Puppe? Doch was heißt Puppe? Was Leblosigkeit? Ein Mensch mag wohl leblos sein und ein Ding voll tiefer Wirkung. Kamilla, welche meine Stuben

fegt, gleicht einer Maschine, die sich selber aufzieht. Doch die andre, deren Dasein ich mit dem meinen verknüpfen will, wird aus meinem Samen heraus mir leben. Und weil sie mir lebt, niemandem sonst, ist das Verhältnis lebendig. Wir wirken aufeinander und schweigend entsteht aus diesem Kreise der Wert, den die Ehe für mein Werk hat."

Er drehte sich zur Veranda um. Wie er aber den Fuß zur Steintreppe hob, hörte er einen Schrei, darauf ein Klirren, Splittern und Weinen.

Er sprang hinauf und fand auf der Schwelle zum Schlafzimmer die alte Kamilla über einem Scherbenhaufen, jammernd, mit wilden Ausrufen Gott um Aufklärung bittend.

Vorylius rief sie an. Da wies sie mit abgewandtem Gesicht ins Schlafzimmer.

Wirklich, im Augenblick erschrak auch er, obwohl nichts geschehen war, das diese Aufregung gerechtfertigt hätte. Die Puppe lag am Boden, ihr Gesicht vom Beschauer abgewandt. Einer der schwarzen Zöpfe hatte sich gelöst. Auf ihrem herrlichen Rücken zitterte, vom Spiegel aufgefangen, ein verirrter Strahl der Abendsonne.

„Eine Tote!" ächzte Kamilla. „Die gnädige Frau lag grad' so einmal da!"

Vorylius, plötzlich von Zorn ergriffen, rüttelte die Magd auf. „Eine Puppe!" schrie er. „Da! Sieh hin!" Und er lief zu der am Boden Liegenden, drehte sie um und hob den Arm, der sich schlaff im Gelenk bewegte.

„Nun? Ist das vielleicht eine Tote?"

Kamilla antwortete nicht. Sie begann fieberhaft die Scherben aufzusammeln, schweigend, ohne einen Blick ins Schlafzimmer zu werfen.

Als sie gegangen, hob Professor Vorylius die Puppe abermals auf den Diwan, doch so, daß sie nicht wieder zu Boden fallen konnte. Dabei berührte seine Hand ihren Schoß. Er zuckte leicht zusammen. Es war schon etwas unheimlich, was Frau Sorny zuwege gebracht hatte. Ein herrliches Werk,

ein geheimnisvolles Werk, ein Geschöpf der andern Sphäre. Die Täuschung war vollkommen.

Er betrachtete sie lange.

‚Mein Gedanke ist neuartig, die Durchschnittsmenschen werden ihn krankhaft nennen. Doch er ist alles andre als pervers, nämlich grandios. Die einzige fehlerlose Lösung der Ehegleichung! Ich werde der erste Mensch sein, welcher mit einer Frau restlos glücklich wird.‘

Darüber war es dunkel geworden. Boxylius beschloß, heute nicht mehr zu arbeiten, sondern sich dem Genusse einsamen Denkens hinzugeben. Er liebte diese Stunden, in denen er die große Sanduhr belauschte, mit halbgeschlossenen Augen in einem Sessel lehnte, Gedanke auf Gedanke vorüberrinnen ließ.

Freilich stellte er heute eine leichte nervöse Erregung fest, ging ihr nach und erriet unschwer den Grund.

‚Mag es denn drum sein,‘ sagte er. ‚Der Mensch ist in ein Spannungsfeld gesetzt, dessen Elektrizität erst im Tode ausgeschaltet wird. Man hat sich damit abzufinden, ohne viel darüber zu erröten.‘

Nach der Abendtafel begab er sich ins Schlafzimmer, entzündete die Wandleuchter und die Deckenlampe, nahm Platz und betrachtete Eterna. Er verglich sie mit allen Frauen, die sein Leben bestimmt hatten, und fand sie schöner als alle, verwirrender, geheimnisvoller als alle. Schuf die Natur je so makellose Formen? Gelegentlich wohl, doch neidvoll entzog sie ihrem Geschöpfe diese Schönheit wieder, indem sie es altern ließ. Das war grausamer, als wenn sie ihr nie allen Glanz der Reize verliehen hätte. Eterna dagegen alterte nie. Jahrzehnte konnten ihrer Süße nichts rauben. Darüber lächelte wohl ihr Mund, und die Zähne blinkten ein wenig hinter den scharlachroten Lippen hervor.

Boxylius nickte ihr zu. ‚Dir fehlt nur das schlagende Herz,‘ lächelte auch er.

So saß er, betrachtete sie blinzelnd. Erhob sich plötzlich,

ging zu ihr und legte sein Ohr auf die glatte kühle Haut unter ihrer linken Brust.

Da fuhr er empor, als habe ihn eine Schlange gebissen —

Ganz deutlich hatte er einen kurzen doppelten Herzschlag gehört.

Er starrte die nackte Puppe an, deren dunkle Augen unter den Seidenwimpern ihm wissend begegneten.

„Welch ein Unsinn, welch ein Unsinn," stotterte Boxylius. „Bin ich denn verrückt geworden?"

Er legte noch einmal das Ohr auf die Stelle, preßte sich fest an sie und hielt den Atem an. Wieder vernahm er den Herzschlag. Ein Zweifel über den schwachen, aber deutlichen Klopflaut bestand nicht.

Er stierte auf den weißen Leib.

Zum drittenmal: tack=tock, tack=tock, tack=tock. Boxylius fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Er lehnte sich an die Wand, faßte an sein Herz — da: tack=tock, tack=tock.

„Oh, ich Unsinniger, ich Tor, ich Unsinniger! Mein eigener Herzschlag ist's! Mein eigenes Blut hörte ich pochen!"

Er bückte sich noch einmal über die Puppe. Natürlich, kein Zweifel, nicht der Schimmer eines Zweifels. Der Ton kam aus seiner Schläfenader. Sie klopfte. Gewiß, es war ihr gutes Recht, zu klopfen.

„Sieh dich vor, mein Lieber!" fuhr er sich böse an. „Derlei Nervositäten verbitte ich mir für die Zukunft."

Professor Boxylius war nicht unzufrieden. ‚Eine glückliche Ehe' lächelte er und gedachte der stürmischen Jahre vor dieser Zeit. Eine glückliche Ehe, deren Besonderheit hauptsächlich im Mangel überflüssigen Geschwätzes, unnützen Zankes, törichter Mißverständnisse lag. War Eterna temperamentvoll? Nein, temperamentvoll konnte man sie gewiß nicht nennen. Doch ihre lauernde Ruhe schien mühsam gebändigter Erregung zu gleichen. Man durfte annehmen, daß sie jeden Augenblick in stürmische Leidenschaft ausbrechen könnte. Sie lächelte, sie schwieg wissend, sah ihn

bisweilen ganz merkwürdig und so überlegen an, daß er nicht umhin konnte, einige Worte an sie zu richten. Etwa: „Was willst du damit sagen, Eterna?" oder: „Bitte, sprich dich nur aus, ich sehe, du hast etwas auf dem Herzen." Indessen war Eterna klug genug, ihm nicht zu antworten. Denn gerade diese Schweigsamkeit erzeugte eine Spannung, die Boxylius eher wachsen als sich vermindern fühlte. Am Ende nahm er die spaßhafte Gewohnheit an, des Morgens beim Ankleiden sein monologisches Denken laut an sie zu richten, sagen wir ruhig, sich mit ihr zu unterhalten. Daß freilich diese Gespräche sie nicht zu interessieren schienen, war ersichtlich. Eine Haltung, die ihn keineswegs irritierte, die er vielmehr als Zeichen ihres Eigenlebens nahm.

Das waren gute Tage. Verkehr hatte er nie gewünscht, in dieser Woche sagte er sogar jeden Besuch ab, ganz gleich wer zu ihm wollte. Die stumme Beredsamkeit Eternas tat seinen Nerven wohl. Die Stimmen der Mitmenschen quälten ihn. Darüber stand der durchsonnte Dunst eines warmen Herbstes. Der Park färbte sich gelb und rot. Wenn die alte Kamilla in der Stadt war, trug er manchmal die Puppe ins Freie, lehnte sie an eine Birke oder legte sie ins taufeuchte Gras. Die Sonne flackerte auf ihrer Nacktheit und um ihr Bild stand der kühle Atem einer heidnischen, gottlosen Zeit.

Einmal, am Schreibtisch, als Boxylius eine Stunde ungestört gearbeitet hatte, trat Eternas Gesicht vor sein geistiges Auge. Ihm fiel auf, daß sie stets die Lider geöffnet hielt, im Liegen, im Wachen, in jeder Situation. Immer starrte sie wissend und listig in die Welt.

Vielleicht konnte man ihre Augen schließen?

Er begab sich ins Schlafzimmer und strich ihre Lider von oben nach unten. Die Augen blieben offen, sahen ihn an.

‚Also das geht nicht. Dumm. Dieses ewige Fixieren verdrießt mich auf die Dauer. Ich werde Frau Sorny bitten, daß sie —"

Er zog wieder an den Wimpern. Vergeblich.

Darauf kehrte er an seinen Schreibtisch zurück und arbeitete ohne Unterbrechung bis Mittag.

Während der Mahlzeit aber blieb die alte Kamilla wie von ungefähr an der Tür stehen, sah zu Boden und sagte: „Herr Professor, ich mag die schreckliche Puppe nicht mehr sehen. Die saugt einem ja mit ihrem Blick das Blut aus den Adern."

Borylius antwortete: „Du träumst, Kamilla."

Kamilla schien noch etwas entgegnen zu wollen, blickte auf, blickte Borylius an und schüttelte den Kopf. Borylius hielt ihrem Blicke ruhig stand.

Da ging die Alte.

Nachts schlief er schlecht. Er hörte ein Pochen am Fenster, fuhr hoch und sah undeutlich Eterna draußen, an die Scheibe gepreßt, die nackten, elfenbeinfarbenen Glieder froschartig ausgebreitet.

„He, he —!" rief Borylius mit zuckenden Pulsen. „He, du, du!"

Angst kroch empor.

Nun erkannte er auch, daß sie es vermochte, ihren Mund aufzuklappen. Sie schnappte, war augenscheinlich bemüht, etwas zu sagen. Er lauschte angestrengt, denn draußen ging Nachtwind, die Jalousien klapperten, Bäume rauschten. Er verstand nichts, vielmehr nichts von Sinn oder Bedeutung, nur ein Wort, das wie „Kakurgeo" klang, ein dummes, widerliches Wort.

Dann erwachte er ruckartig. Im Zimmer war es grau. Draußen ging wirklich ein Wind. Vor dem halboffenen Fenster bauschte sich leicht die Gardine.

„Kakurgeo," sagte Borylius mit Beklemmung.

Plötzlich drehte er sich nach Eterna um, die im Bette neben ihm lag. Wie toll begann sein Herz bis zum Halse zu klopfen: Eterna hatte ihren Mund geöffnet, grinste ein wenig, blinzelte ihn lüstern und böse an. Das war eine Überraschung, die er abgeschmackt fand und, um sein unklares Angstgefühl zu entlasten, als einen dummen Scherz Frau Sornys bezeichnete. „Zum mindesten," sagte er, „hätte diese Person,

diese Sorny, mir mitteilen sollen, wie der Mund ihrer Puppe sich öffnen läßt. Ich muß im Schlafe sie an irgend einer Stelle, einer Druckstelle berührt haben. Genug des Scherzes, klappe jetzt deinen Mund zu!" schnob er sie an.

Sie grinste bewegungslos und wollüstig. Ihre Lippen erschienen in dem Halblicht violett.

Boxylius faßte sich an die Stirn. Er mußte lachen, wirklich! Was man nicht alles in der Verwirrung des Verschlafenseins verlangt. Kakurgeo, ich habe einen dummen Traum gehabt, voilà tout. Ich werde ihr selbst den Mund zuklappen müssen. Diese Zähne sind übrigens schön. Kleine, scharfe, weiße Zähne. Gleichviel, ich werde es der Frau Sorny anstreichen. Sie kann ihre Puppe wieder zurücknehmen. Ich will solchen Unfug nicht mehr im Hause haben.

Er beugte sich über Eterna, berührte Kinn und Nase, indem er versuchte, durch Anpressen den Mund zu schließen. Nein, so ging es nicht. Es blieb bei diesem halboffenen Grinsen. Boxylius betastete ihren Kopf und entdeckte über dem Nacken eine kleine Erhöhung, auf die er mit dem Zeigefinger kräftig drückte.

Da fuhr er zurück. Ihr Mund öffnete sich noch weiter, eine Zunge hob sich über dem Unterkiefer. Ein dunkelrotes schmales Zünglein stand auf wie ein Schlangenkopf und senkte sich, als wolle sie ein Wort formen.

„Sie wird Kakurgeo sagen," flüsterte Boxylius und merkte gleichzeitig, daß er selber seinen Mund öffnete und die stumme Bewegung Eternas kopierte. ‚Ha, ha!' grinste er nun seinerseits; ‚wahrlich, es war an der Zeit, sich gründlich auszulachen. Also ich mache schon Fräulein Eternas Sprechweise nach, ausgezeichnet, wie gut sie mich erzieht.' Jetzt fühlte er sich von einer Wut gepackt, in der seine Hände die Schläfen des Geschöpfes umkrallten und er ihren Kopf schüttelte, als wollte er die Kreatur in Stücke zerreißen.

Sie schloß den Mund.

Boxylius hielt mit einem Ruck inne. Seine Wut wandelte sich in peinliches Lächeln. ‚Was tu' ich doch,' kopfschüttelte

er. ‚Wie benehme ich mich! Ein hysterisches Weib kann nicht törichter sein. Also es geht. Mündchen ist wieder zu. Wieder da, das süße Lächeln ...‘

Ein kochendes Gefühl schoß auf. Unvermittelt stürzte er sich auf sie, ihre Lippen mit wütendem Kusse bedeckend. Es war der erste Kuß und ein unsinniger dazu, denn kein Zweifel, kein Zweifel schien darüber zu bestehen, daß Eterna ihn wiederküßte.

Vormittags unternahm Professor Boxylius anstatt zu arbeiten einen Spaziergang in den nahen Wald. Er suchte Einsamkeit. Wie er dieses Wort sagte, blieb er stehen und starrte den Stamm einer Birke an.

‚Was suche ich?‘

‚Einsamkeit.‘

‚Was heißt das, ich suche Einsamkeit! Es ist natürlich unsinnig in meinem Falle von Nicht-Einsamkeit zu sprechen. Ich bin ja den ganzen Tag allein. Spreche höchstens ein paar Worte mit Eterna, dieser abgeschmackten Erfindung einer perversen Bildhauerin. Oder will ich vielleicht behaupten, daß dieses Zusammensein mit Eterna ein Zusammen l e b e n ist? Wenn ich dies behaupte, kann ich mich selbst als verrückt erklären und den Irrenarzt anrufen.‘

Er ging weiter.

‚Gleichwohl,‘ fuhr er fort, gleichwohl bleibt es dabei. Ich bin nicht verrückt, bin vollkommen bei Sinnen und muß dennoch feststellen, daß Eterna ein Wesen ist, welches mir gestattet, von Zusammen l e b e n zu sprechen. Reden wir uns nichts vor, ich lebe fürs erste mit ihr. Sie ist Gegenstand meiner Lust. Ich ließ sie mir aus Berechnung anfertigen, um den grauenvollen Störungen zu entgehen, die eine Ehe mit einer lebenden Frau zur Pein macht, dieses ewige Mißverstehen, Quälen, Hassen, Lieben. Ich ließ sie mir zu genanntem Zwecke anfertigen. Eine Störung meiner Kreise findet mithin nicht mehr statt. Warum nicht? Sehr einfach, weil sie nicht lebendig ist. Doch auch tot ist sie nicht,

auch eine Sache ist sie nicht, ein leerer Gegenstand, ein Teller beispielsweise oder eine Schuhbürste, die ebenfalls in einem Haushalt unentbehrlich sind. Sie ist nicht lebendig, sie ist nicht tot, sie ist ein Wesen, das — gut. Genug. Reden wir uns nichts vor, stellen wir vielmehr eindeutig und grundlegend fest: diese Puppe hat, ohne zu stören, Einfluß auf meine Existenz erhalten, ich habe diesen Einfluß ihr nicht eingeräumt, sondern sie hat ihn sich mit ihrer entsetzlichen Stummheit, mit ihrer tollen, rasendmachenden Nacktheit erschlichen. Wenn ich hier nicht mit größter Präzision einen Abstand herstelle, kann ich auf Ärgeres gefaßt sein.

Er lief heim und beschloß, mindestens drei Stunden ohne Unterbrechung an seinem Werke zu arbeiten. Als er aber die Hand nach dem Federhalter ausstreckte, kam ihm ein Gedanke, der Anrecht zu haben schien, sofort ausgeführt zu werden.

„Nacktheit," sagte er laut, „ist Mystik. Etwas Dämonisches vermutlich. Nicht zum Anreiz ihrer sexuellen Begierde haben sich die Menschen verhüllt, sondern um den elektrischen Strom des mystischen Reizes von Kreatur zu Kreatur durch eine Isolierung auszuschalten. Kleider als Isolierung! Ein nicht übler Gedanke. Es wird nötig sein, hinsichtlich Champagne die Schlußfolgerung aus diesem Gedanken zu ziehen und also ihre fraglos nackten Glieder zu bekleiden. Denn ob sie nun ein Mensch ist oder nicht — das ist sich in effigie gleich. Dämonie wirkt auch im Bilde, und gewiß ist Eterna in meiner Imagination nicht unlebendiger als ein Weib der Natur.

Damit verließ er noch einmal den Schreibtisch und machte sich auf, um die Garderobe seiner verstorbenen Frau, ein dunkles ungelüftetes Kabinett, aufzusuchen. Er zog die Vorhänge von den Fenstern, öffnete den breiten Schrank und wählte unter ihren Kleidern ein gelbliches Morgengewand aus Crepe de chine, zart und fließend wie Nebel.

Mit diesem Stoff bekleidete er die Puppe. Doch blieb es beim Versuch einer Bekleidung. Stets fiel der Stoff von ihrer glatten Haut, saß nicht, wollte sich nicht dem Leibe anfügen.

Boxylius hielt inne. Ob ich Kamilla rufe? Flüchtig tauchte

diese Überlegung auf, da er sich sagte, daß die Alte vermutlich diese Handbewegung besser als er verstehen werde. Doch es blieb beim Gedanken. Unmöglich, Kamilla in diese Angelegenheit zu verwickeln. Nein, er selber mußte es zuwege bringen.

Da erkannte er, daß diese Kreatur nicht wollte. So wie sie nicht die Augen schließen wollte, so wollte sie auch nicht sich bekleiden lassen. Das Kleid glitt langsam von ihr ab, blieb am leicht gebogenen Arm hängen und breitete sich quer und faltig über Arm, Hüfte und Schoß. Er berührte Eterna, da fiel es zu Boden.

Boxylius atmete tief auf, nahm das Gewand und trug es wieder in den Schrank zurück.

Gedankenvoll ging er ins Arbeitszimmer, machte ein paar Schritte zum Fenster, das auf den Garten blickte. Ein schöner Garten, ein wunderbarer Herbst. Blauer Himmel.

‚Arbeiten wir nun,' sagte er laut und setzte sich an den Schreibtisch.

Einige Tage vergingen, in denen sich Boxylius mit überlegenem Kopfschütteln an vergangene Affektationen erinnerte. Die Angelegenheit war insofern geregelt, als er Eterna nunmehr absichtsvoll mied. Eine gewisse Müdigkeit, Schlaffheit in den Gliedern, Arbeitsunlust, schrieb er der Frivolität dieser Symbiose zu. Er wunderte sich nicht darüber, es war natürlich. Der Mensch, so bewies er es sich, wird für jede Selbsterniedrigung bestraft. Eine solche findet statt, wenn er ein Geschöpf der Retorte zu seinem Gefährten macht. Diese Bestrafung ist gerecht. Man entgeht ihr nur dadurch, daß man sich wieder von dem Banne des niederen Triebes löst. Was Eterna anlangt — sie liegt irgendwo in einem dunklen Raume, im Garderobenraum meiner dritten Frau. Möge sie sich daselbst mit offenen Augen ausschlafen, bis ich sie rufe.

Inzwischen hatte seine Arbeit einen Punkt erreicht, an dem er gedanklich länger verweilen mußte, weil er an die

Achse der ganzen Untersuchung rührte. Die Durchgrübelung gnostischer Zaubersprüche, ihre Zusammenhänge mit der kabbalistischen und altägyptischen Magie nahmen ihn ganz in Anspruch. Hier galt es, durch nichts sich vom logischen Knüpfen einer unzerreißbaren Argumentenkette ablenken zu lassen. Wenn ihm mitten in diesen schwierigen Denkwegen Eternas Gesicht begegnete, ein wenig geisterhaft, gleichwohl schön und fleischlich, scheuchte er sie leichthin davon. Aber eines Tages traf er, nicht so überraschend als vielmehr erschreckend in der sichtlichen Klarheit der Perspektive, auf einen anscheinend mißglückten Versuch des Albertus Magnus. Der Zauberer hatte es angeblich unternommen, eine Puppe durch Einblasen des Pneuma lebendig werden zu lassen, hierbei nichts andres erreicht, als daß sie in dem Augenblick, wo eine Art von Lebenserscheinung festzustellen war, in ihre Bestandteile zerfiel. Obwohl nun die Herstellung des Homunkulus im engeren Sinne nicht in Professor Boxylius' Arbeit gehörte, blieb er dennoch einen Tag und länger an diesem alchimistischen Problem hängen. Ein Ausspruch, angeblich dem Doktor Faustus zugehörig, vermutlich aber von Albertus Magnus stammend, erhielt in diesem Zusammenhang für ihn wunderlichen Sinn. Der Zauberer sah den Grund, warum ein Mensch seinesgleichen nicht zu gestalten vermöge, in dem Weltenplane Gottes, der alles in kreisender Ordnung erhielt. „Nichts ist," so lautete das Wort, „dem Seienden im Himmel und auf Erden hinzuzufügen, es geschähe denn, daß man es abermals dem Seienden entnähme und also Leben schüfe, indem man Leben dagegen tauschte. Wohl ist die große Magie solcher Kraft teilhaftig, nicht imstande aber ist sie, die Seele fortzugeben, so daß, wenn sie gleich ihr Leben eintauschte, das dafür Entstehende nur ein unheimliches Abbild des Lebens würde, die verlassene Seele hingegen klagend zu Gott zurückflöge und um Vergeltung bäte für diese Tat wider die Natur. Denn dies ist also: Wer die Ruhe der Welt durch Erschaffung einer Unruhe stört, der ist dem Teufel zugefallen."

Borylius blickte auf, die Lampe zirkelte einen gelblichen Lichtkreis in den Schatten des Zimmers. Rundum atmete ruhige Nacht.

‚Wie ist das doch mit uns, sprach er lautlos vor sich hin, lebe ich nicht an Eternas Seite, indem ich dem Weltenplane durch Verschleuderung meines Samens etwas hinzufüge, was vordem nicht in ihm begriffen war? Nein, denn es entsteht nicht Leben unter meiner Hand, sondern nur eine Puppe wirkt durch ihr Abbild des Weibes auf mich zurück, gleichsam als wäre sie ein Weib.‘

Müde stützte er den Kopf auf die Hand und las abermals die Sätze des alten Zauberers.

‚Die Seele des Schöpfers fliegt zurück zu Gott. Wohl; aber was geschieht mit dem Geschöpf? Zerfällt es in seine Bestandteile und ist also durch das Werk der Menschschaffung nichts andres erreicht als Tod? Oder bleibt sie leben? Wenn sie aber leben bliebe, wäre sie dann noch dem Gesetze des Weltalls eingeordnet, da sie doch außerhalb des Weltenplanes steht und ohne Nabel ist?‘

Er hob den Kopf.

Phantasien, die aus tiefer Müdigkeit keimen, wie blühendes Unkraut im Weizen meiner guten Gedanken. Ich muß mich vor diesen Irrwegen hüten. Ich muß darauf achten, daß die Ordnung der Welt nicht gestört wird.

Tiefer sank sein Kopf auf die Hände. Gleich einem Lichtstrahl aus unterirdischem Gewölbe zitterte ein Gedanke über ihn hin. „Es wäre wohl des Versuches wert,“ murmelte er, „denn, siehe, Same schießt auf in Erscheinung, wofern er aus dem Willen quillt, die Natur zu umgehen. Ich nahm ein Weib, das nicht Kreatur Gottes ist, zum Weibe. Schicksal ist ausgeschaltet. Doch wenn es gelänge, die Natur zu umgehen, müßte neues Schicksal entstehen; das aber waltet im Bezirk des Außerirdischen. Lebe ich mit ihr in lebendig wirkendem Kreise, so schießt die magische Pflanze unberechenbaren Werdens aus eigenem Samen ...“

Die Gedanken verspannen sich zu tanzenden Farbkreisen.

Darüber sah er sich in sein Zimmer treten und erblickte Eterna am Tische so wie er selber vordem gesessen: den Kopf mit den schwarzen Flechten auf die Arme gestützt. Schlafend.

Borylius überzitterte ein Frösteln, denn nicht anders sah er vor Jahresfrist seine Frau kurz vor ihrem Tode.

Leise trat er näher, berührte die herrliche Schulter, strich mit tastenden Fingern über die Wange und beugte sich nahe an sie, um zu erhaschen, ob sie die Augen geschlossen hielt. Nein, die Augen waren offen und zwinkerten seitlich zu ihm empor. Sie tat also nur, als schliefe sie. In Wirklichkeit wartete sie lauernd auf ein unbekanntes Geschehen.

Borylius empfand vor diesem Blick ungewisse Schauer, doch langsam wandte sich das Angstbeben in Wollust. Er richtete Eterna auf und umarmte sie. Dabei ward er gewahr, daß ihr die Bewegungen des Weibes nicht mangelten.

Als Borylius von diesem Traume erwachte und unwirsch die Papiere zusammenschob, um zu Bette zu gehen, fiel sein Auge auf die große Wanduhr. Sie stand. Es mochte lange hinter Mitternacht sein.

Er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus, um nach den Sternen zu sehen und über ihrem Anblick die Ruhe seines Blutes wieder zu finden. Doch der Himmel war verdeckt. Die Luft schwül und gewitterschwer.

Borylius suchte darauf sein Schlafzimmer auf. Er entkleidete sich ohne viel zu denken. Ehe er indessen das Bett berührte, ging er wie beiläufig mit einer Kerze in jenen dunklen Garderoberaum, wohin er vor Tagen Eterna gebracht hatte.

Er öffnete die Tür, nicht weit, sondern nur so viel, daß ein Lichtbüschel in das Gemach fiel. Deutlich sah er Eterna zwischen Kleiderschrank und Wand in einer Ecke stehen. Abgewandt von ihm, gesenkten Kopfes, als blicke sie zur Erde.

Die Linie ihres Rückens schimmerte durchblutet im rötlichen Kerzenlicht. Die Flamme flackerte. Des Geschöpfes seltsame Ruhe glich dem Stillsein der Natur draußen, die in schwülem Gewölk niederhing und bald in Wetterstürzen und Winden aufrauschen würde.

Professor Borylius sprach zu sich selber: ‚Ich bin nicht geisteskrank, sondern durchaus bei klarstem Verstande. Ich weiß, daß Eterna eine Puppe ist, mithin jedes aktiven Einflusses auf mich entbehrt. Wenn ich dies aber weiß, so kann mir nichts geschehen, es ist durchaus unmöglich, daß etwas geschieht. Es bleibt alles wie es ist: Hier bin ich, und dort ist Eterna, und ich lebe meine ehelose Ehe mit ihr auf eine Weise, die es mir gestattet, Grenze und Umfang dieser Spielerei zu bestimmen.‘

Diese klare Feststellung hatte auf Tage eine Beruhigung seiner durch die Arbeit etwas aufgepeitschten Nerven zur Folge. Wenn er nachts ins Schlafzimmer trat und, Eterna im Lehnstuhl erblickend, unklare Angst und Abwehr gegen etwas Unbekanntes spürte, sagte er laut: „Hier bin ich, und dort ist eine Puppe; mein Freund, mach dich nicht lächerlich.“

Das half, doch es hemmte zugleich. Er trat zu sich selber in einen so schroffen Abstand, daß er oft im Geiste seine Person mit der Eternas in irgend einer beliebigen Verbindung erblickte, ihr nicht einmal die schönen, scharf gezeichneten Lippen küssen konnte, ohne sich zu sehen, wie er sie küßte, und sich auszulachen: ‚siehe da, Herr Professor Borylius küßt seine Puppe.‘ So erregend die Zeit vordem gewesen, sie war schöner und reiner als diese. Damals hatte die Makellosigkeit des Geschöpfes ihn entflammt, nun entflammte ihn nichts. Er begehrte auf: Die lächerliche Besorgnis, ich könnte mich erneut in Liebesnetze verstricken, erniedrigt mich tiefer, als ich je vordem erniedrigt war.

Er stellte die Frage: ‚Fürchte ich vielleicht, mich in Eterna zu verlieben?‘ Und antwortete auf eine so aberwitzige Frage damit, daß er laut lachte.

„Nun dann,“ rief er aus. „Was fürchte ich noch? Und wovor habe ich Angst? Die Lektüre der alten Zauberer hat mich in absonderliches Gestrüpp gesetzt. Es ist an der Zeit, sich von diesen Quacksalbereien loszumachen.“

Und um sich zu beweisen, wie wenig ihn die Gegenwart der Puppe störte, trug er sie sogar ins Arbeitszimmer. Nun

saß sie in einem alten Barockstuhl, lehnte sich seitlich leicht gegen das Polster und hatte die schlanken Beine übereinandergeschlagen.

Boxylius aber ging, ohne aufzublicken, seinen Studien nach. Ihre Erscheinung nahm er wohl flüchtig mit einem Winkelblick des Auges auf, doch gab er sich nicht einmal Mühe, deutlicher hinzuschauen.

Nach einer oder zwei Stunden freilich erhob er sich, schritt im Zimmer auf und ab, blieb schließlich vor ihr stehen.

Der Traum, den er kürzlich an dieser Stelle gehabt, trat ihm ins Gedächtnis. Er schob den Barockstuhl, in dem Eterna saß, vor seinen Schreibtisch und rückte den Sessel fort. Dann legte er ihre Arme auf die Tischplatte, drehte den Kopf so, daß sie, auf den Armen ruhend, seitlich zu ihm hin blinzeln konnte, falls er sich bückte. Die Lampe tauchte Arme und Stirn in mildes Licht. Der Rücken war dunkel beschattet.

Boxylius entfernte sich von ihr und hatte sekundenlang abermals die Empfindung, als säße nicht Eterna vor ihm, sondern seine verstorbene Frau. Es war wie eine Halluzination.

Der Eindruck verblaßte.

Nein, er halluzinierte nicht, sondern Eterna saß am Schreibtisch. Er näherte sein Gesicht dem ihren, erkannte nun auch die zwinkernden Augen genau so wie er sie im Traume gesehen. Alles glich jenem Bilde. Auch die böse Wollust stieg in seinem Blute empor. Er würde sich nicht gewundert haben, wenn Eterna sich bewegt hätte. Abermals durchhuschte sein Hirn der tolle Gedanke, das Experiment des Albertus Magnus nachzuprüfen.

Er betastete und streichelte ihren Rücken. Die Rippen des Skeletts traten schwach unter der glatten Haut hervor, die sieben Wirbel waren sichtbar. Ihr Haar, zu zwei langen Zöpfen geflochten, fiel über die Schultern nach vorn.

‚Sie trägt in sich das Gerippe einer Frau. Einer Frau, die einst gelebt hatte und in diesem Geschöpf ihre Wiedergeburt feiert. Denn was ist Leben und was Tod? Nur Herzschlag, Blutkreislauf und Verwesung? Nein, Leben ist selb-

ständige Einwirkung auf die Umgebung, magische Bewegung, die von der materiellen Zellenbewegung des menschlichen Körpers unabhängig ist. So lebt Eterna ein absonderliches Dasein, anders als die Tote, deren Skelett sich in ihr befindet, anders als alle Menschen ringsum. Wenn sie nun imstande ist, in mein Leben einzugreifen, Veränderungen ohne meinen Willen vorzunehmen, weshalb sollte sie nicht eines Tages imstande sein, durch Projektion meiner Lebenskraft auf ihre Existenz das viel Geringere zu vollbringen und mechanische Bewegungen ausführen, wo ihr doch hier kein Wille Widerstand leistet?'

Er preßte sich fester an sie, umklammerte das Gelenk ihres rechten Armes und versank in die Schauer tiefer Ahnung.

Die Zeit glitt ungezählt vorüber. Die Nacht kam.

Da bemerkte Boxylius, daß Eterna den Ringfinger der rechten Hand leicht anhob und niederlegte.

Plötzlich fiel Licht in sein Hirn. Er schrie auf, faßte sich an die Schläfen und stöhnte gequält: „Das ist ja heller Wahnsinn!"

Wut erfüllte ihn, daß er mit Heftigkeit Eterna vom Stuhl hochriß und auf den Diwan schleuderte.

„Du bist eine Puppe!" brüllte Boxylius, „und ich kann dich zerfetzen!"

Sie aber sah ihn an. Ihre scharlachroten Lippen, deren göttlicher Schwung ihn stets bezauberte, antworteten etwas, das er blitzartig verstand. Er verfiel in Betrachtung ihres Leibes, beugte sich tief auf sie, drückte seinen Kopf an ihre Brüste und preßte die Fäuste so fest in ihre Lenden, daß die Haut hätte platzen müssen. Aber sie spannte sich nur federnd, gab dem wilden Drucke nach und wuchs wunderbar weich ihm entgegen. Da gab er nach. Alle Frauen, die er je geliebt, waren in ihr, und wenn er sie umarmte, umarmte er alle, umarmte er die Welt.

Etwa eine Woche später erwachte Boxylius nachts aus schwerem Traume. Ein Alp saß auf seiner Brust, doch das Gefühl des Erstickens war süß und wollüstig. Ein köstlicher

Schmerz überspielte ihn, als er die Augen öffnete. Halb im Wachen schrak er auf.

Wo ist Eterna? Ist sie fort?

Er fuhr aus dem Kissen empor.

Sie lag ruhig, ausgestreckt, ganz bewegungslos neben ihm. Unter müden Lidern blinzelten ihre lächelnden Augen zu ihm hin. Spöttisch blinzelten sie. Nein, ohne Spott. Gütig, voll herzlichen Gefühls.

Wüster, schwüler, rauschender Traum! Immer noch ward sein Blut bewegt. Ein unbekanntes Empfinden summte in ihm, Hinneigung und Sehnsucht. Hinneigung zu diesem Geschöpf von hoher Vollendung. Sehnsucht, daß sie „leben" möge.

Aber lebte sie denn nicht? Wo waren alle Theorien von Leben trotz Leblosigkeit? Fortgeblasen das Gebäude der Spekulation. Sie lebte nicht ganz, nicht genug. Sie sollte sich bewegen, diese unnennbaren Glieder sollten sich rühren, ihn umfangen, ergreifen, halten, fassen.

Er mußte im Druck seines Körpers den Gegendruck des ihren spüren, im Griff seiner Hand ihre rätselhafte Kraft empfinden. Ja, dies mußte geschehen, sonst wäre alles ein Selbstbetrug, schlimmer noch, schal, erniedrigend, gemein. „Viel zu viel hast du schon von mir, um noch eine Puppe sein zu dürfen. Werde lebendig, Eterna!"

Eterna lächelte.

Bei Tage erschien ihm dieser Monolog der Frühe als Neurose, die nur durch radikale Umstellung seiner Lebensführung unschädlich gemacht werden konnte. ‚Ich muß verreisen, muß unter Menschen gehen, mich an menschlichen Unternehmungen erfreuen. Die menschliche Gemeinschaft ist zur Korrektur der Einsamkeit da ... Wie? Ein dummes Wort. Nein, nein, die menschliche Gemeinschaft ist der Probierstein für die Lebenstüchtigkeit des Einzelnen ... Ich kann mich schlecht ausdrücken. Müde ist mein Hirn. Verreisen! Gut essen, schlafen, spazieren gehen mit andern — Geselligkeit, Gesellschaftsspiele ...

Borylius blieb stehen. Er unterbrach seine Meditation mit dem Satze: ‚Ein sexueller Rausch, nichts weiter. Besorgniserregend? Keineswegs ist sexuelle Spannung besorgniserregend. Aber jetzt beachte folgendes: ich arbeite nur noch wenig, schreibe täglich kaum ein paar Zeilen. Was sagst du dazu? Das hat nichts zu sagen. Es gibt Perioden der Ermüdung. Solche Perioden sind nur natürlich. Alles kommt darauf an, die Selbstkontrolle nicht zu verlieren. Diese Einsichten beweisen nur, daß ich genau weiß, was ich tue.‘

Am Abend setzte er Eterna an seinen Eßtisch. Sich gegenüber, vor ein leeres Besteck. Der Wein im Glase funkelte auf ihrer Haut. Die Kerzen des Leuchters röteten ihr blasses Gesicht, belebten seltsam das elfenbeinerne Fleisch ihres Leibes.

Er starrte sie an und legte die Gabel hin.

Er starrte sie an, wie sie ihn anstarrte.

In den folgenden Nächten erneuerte und steigerte sich der Wunsch, das Experiment vom Schreibtisch in bedeutenderem Umfange zu wiederholen. Ein Anheben ihres Fingers bewirkte er unschwer. Doch nur mystischer Inbrunst des Willens gelang es, in der Umarmung mehr zu erreichen. Indessen zweifelte er nicht an der Möglichkeit, diesem Ziele einmal nahezukommen.

Und abermals erwachte er aus bleiernem Schlafe. Sofort erhob sich wie eine brennende Flamme die Sehnsucht, das Geheimnisvolle zu versuchen.

Es stand um ihn kaum erhellte Frühe. Ein paar Vögel lärmten schon im Garten.

Eterna lag neben ihm, die Lippen leicht geöffnet.

Borylius wußte: es wird geschehen. Das Wunder der Erweckung wird gelingen, die Übertragung seiner Lebenskraft in ihre Hülle muß ihr Lebendigwerden zur Folge haben.

Er umarmte sie und schloß die Augen.

Nach einer Zeit, deren Länge ihm unbekannt war, spürte er ein feines Rieseln, gleichsam als liefe dünner Sand über

seine Haut. Er packte釜ternas Handgelenke. Seine Gedanken begannen wie ein Brennstrahl sich auf einen Punkt zu richten. Die Macht seiner Ekstase drückte die Schranke zwischen Ich und Du ein. Unter fast körperlichen Schmerzen fühlte er den Stromkreis seines Lebens sich erweitern, ihre Existenz mit erfassen und durch sie hindurchzucken.

Plötzlich wußte er mit einer an Irrsinn grenzenden Seligkeit, daß es geschah.

Eterna bewegte sich.

Boxylius öffnete die Augen. Da sah er, wie sie langsam, mit unendlicher Mühseligkeit den Oberkörper hob, sehr langsam, ja gequält den Kopf zu ihm drehte und ihn ansah.

Er zitterte schwer atmend ihr entgegen. Eternas Mund war geöffnet und näherte sich ihm funkelnd wie eine feurige Blüte des Südens. Er spürte keinen Atem, aber die Hitze einer glühenden Kohle, als sie mit starrem, grauenvollen Blick ihre Lippen an die seinen preßte.

Professor Boxylius erkrankte. Eigentlich war es keine Krankheit, nur große Schwäche. Er aß sehr wenig, lag oft in dämmerndem Halbschlafe, war indessen, wenn er aufstand, ganz erfüllt von dem Gedanken an die Wiederholung, Fortführung und Vollendung des Wunders.

Während der meisten Zeit ließ seine Hand die Rechte Eternas nicht los. Diese Berührung war nicht nur wohltuend, sie war, das sah er ein, auch nötig. Der Kraftkreis durfte nicht lange unterbrochen werden.

Übrigens verkannte er nicht seine schlechte physische Verfassung, sagte sich aber, daß diese Ermattung nur natürlich sei. Jedes Werk nimmt Kraft aus dem Körper des Schöpfers. Jesus, der Dämonen austrieb und Tote erweckte, wird ebenfalls danach sehr ermüdet gewesen sein. Jesus hatte aber bis zu seinem Tode die unmittelbare Verbindung mit Gott nicht verloren. Aus diesem großen Quell erneuerte er stets seine Kraft. Unsre Zeit kennt eine solche Verbindung nicht mehr. Man erschafft das Werk aus dem nimmermüden Hirn.

Und gerade über sein Hirn konnte er sich nicht beklagen. Es arbeitete präzis, logisch einwandfrei, unbeschwert von physiologischen Störungen.

Boxylius wiederholte das Experiment mehrere Male. Stets gelang es ihm leichter und rascher. Ja, das letztemal machte er eine neue Entdeckung: Games Augenlider zuckten, ihre Zunge bewegte sich, ohne daß er jene Erhebung des Hinterkopfes zu berühren brauchte. Tat er dies aber, reagierte sie nicht mehr wie früher mit stets gleichem Bewegungseffekt, sondern trat wieder in ihren vormaligen Zustand der Erstarrung zurück.

‚Ein neuer Beweis!' jubelte Boxylius. ‚Sie befindet sich in einem Zwischenstadium. Hat ihre mechanische Sphäre verlassen, um in die vitale einzugehen. Gut, gut. Jedes Anorganische kann durch den nötigen Zustrom an Vitalität in Organisches verwandelt werden. Gut, gut.'

In der darauffolgenden Nacht mußte er freilich wieder stundenlange Mühe anwenden, um das Phänomen hervorzurufen. Ein, zwei Stunden schien alle Willensglut vergeblich.

Da, als er schon seine Kraft nachlassen fühlte, richtete sich Eterna im Bette auf, sah ihn mit ihrem kalten Blick lange an wie eine Schlange und küßte ihn. Dieser Kuß aber erfüllte Boxylius mit einer Wonne ohnegleichen. Schien ihm doch, als ob sie Blut und Besinnung aus seinen Lippen söge, als währte die Berührung Stunden, geschähe im Raumlosen, über ihn hinflutend wie ein schwarzer Wind im All.

Danach sank er freilich matt in die Kissen. Tiefe, weltweite Schwermut breitete sich über ihn gleich einer lichtlosen Nacht.

Noch einmal schüttelte ihn Angst. Das war an einem sonnigen Spätseptembertage, als er schleppenden Schrittes sich auf die Veranda begeben hatte und dem Flackern der Sonnenflecken auf dem gelben Gartenkies zusah.

Mit glasharter Schärfe ritzte ein Bild seine Sinne: Er sah eine Puppe, die innen ein Skelett verbarg und künstliche Augen hatte, sich bewegen, sich zu ihm neigen, ihn anstarren, ergreifen, küssen, im Kusse erwürgen.

Er schrie auf und merkte, daß er leicht eingeschlummert war.

Im Garten ging Kamilla. Angst und tiefes Grauen stand in ihren faltigen Zügen.

„Herr Professor haben zwei Tage lang nichts gegessen. Ich werde den Arzt holen."

„Liebe Kamilla, wenn du dies tust, entlasse ich nicht nur den Arzt, sondern auch dich auf der Stelle. Mir geht es ausgezeichnet."

Er winkte ab. Fort, fort! Nur keine Berührung mit der Außenwelt. Das gefährdete sein Werk.

An die Arbeit über die Gnostiker war zurzeit nicht zu denken. Doch er vermißte sie nicht. Was er jetzt erschuf, war gewaltiger als die brillanteste philosophische Analyse. Kein Gedanke mehr war es, eine Tat, eine Tat! Wenn erst Eterna ganz lebte, ganz als sein Geschöpf ihm diente, würde er die Ergebnisse seiner Forschung in einem epochemachenden Werke veröffentlichen.

Er begann zu frieren, die Sonne hatte keine Wärme mehr. Er kehrte ins Schlafzimmer zurück.

Sie lag mit halbgeschlossenen Augen auf dem Diwan. Er faßte ihre Hand und brachte sich durch höchste Konzentration auf den Zielpunkt in den Zustand der Ekstase. Die Begrenzung des Ich rollte zusammen. Unmittelbar trat eine Kraft hinüber in den Leib vor ihm.

Sie hob die Lider und wandte ruckartig den Kopf zu ihm.

Borylius bohrte seine Gedanken wie glühenden Draht in ihr Fleisch.

Da hob sie den wundervollen Körper und berührte mit dem linken Arm ihren Oberschenkel, strich leicht darüber hinweg, ja, bewegte die Beine, als ob sie aufstehen wollte.

Und nun ereignete sich das Unerhörte: Sie öffnete den Mund und flüsterte ein Wort, ein Wort flüsterte sie ...

„Noch einmal," stöhnte Borylius und beugte sich zu ihr in furchtbarer Erregung. Er legte sein Ohr an ihren Mund, lauschte schier rasend vor Anspannung. Plötzlich schrie er auf und fuhr zurück.

Sie hatte ihn mit aller Kraft ins Ohr gebissen. Zwischen ihren Zähnen tropfte Blut.

Borylius fiel an die Wand, tastete nach einem Halt. Zitterte, starrte das Weib vor ihm entsetzt an.

Plötzlich begriff er alles.

Zu spät. Ihr Auge lachte, glühte, funkelte, lockte. Ihr Mund, tiefrot, von seinem Blute getauft, versprach unsägliche Köstlichkeiten. Ihr Leib dehnte sich verheißend wie der Garten des Paradieses.

Mit starrem Blick, wider Willen, unter Haß und Qual, unter Qual und Seligkeit wankte er auf sie zu.

„Kakurgeo," flüsterte er.

An einem milden Herbsttag lag Borylius todmatt auf einem Lehnstuhl seiner Terrasse. Die Kochien der Veranda waren rot. Dunst des Oktobermorgens atmete um die lautlosen Bäume, hing wie Seide in der hellblauen Luft.

Eterna saß neben ihm. Er wollte ihre Hand fassen, doch schon war es ihm zu schwer, die seine zu heben. Er hätte weinen mögen, weil es nicht gelang. Ach, nur wenn seine Hand sie berührte, lebte sie.

Jetzt — wie ins Herz gestochen, fuhr er zusammen. Eterna hatte sein Gelenk ergriffen und sich erhoben.

Das erstemal! Borylius stöhnte auf vor Glück. Sie lebte! Jetzt lebte sie. Lebte selbständig. Kind seines Willens, seines Blutes, in allem ihm verhaftet, sie lebte!

„Eterna ..." hauchte er.

Da erkannte er ihr Gesicht, das sich über sein welkes Antlitz beugte und mit furchtbarem Auge ihn anstarrte. Ganz lind rosa gefärbt die Wangen, die Lippen wie eine aufbrechende Knospe, fest und voll Blut.

Ihm schwand die Besinnung, doch zwischen Ahnung und letztem Wissen, Lächeln und Tod sah er, wie sie langsam die Treppe zum Garten hinunterstieg, strahlend und makellos, unsterblich und voll rätselhaften Lebens, leicht von einem Leben, das ihn verließ wie Gewölk am Morgen.

Porträt

Ehe ich die kleine und wenig bedeutende Geschichte des Barons Cyrill de Crossignac erzähle, muß ich über ihn und seine Verhältnisse einige Erklärungen vorausschicken, welche die peinliche Lage begründen, in der wir ihm zu Beginn unsrer Darstellung begegnen.

Damals, eben zur Zeit des Beginn dieser Geschichte, hatte Herr von Crossignac sein einundfünfzigstes Jahr vollendet. Er sah kaum jünger aus, doch sollte das nicht als Nachteil erscheinen, wenn man bedenkt, daß ja gerade hierin die Kunst des Älterwerdens liegt: Antlitz und Wesen in ein natürliches Verhältnis zu seinen Jahren zu bringen, zu sein, was man ist. Crossignacs Wirkung auf die Umwelt bestand vorzüglich darin, daß er nicht nur wie ein Mann von fünfzig Jahren aussah, sondern sich auch entsprechend benahm und keine Sekunde gezögert hätte, dort der Jugend den Vorzug zu geben, wo sie ihn verdiente.

Daß er freilich die Frauen liebte und in der Galanterie ihnen gegenüber wohl einen jungen Mann auszustechen verstand, sich auch zu keiner geordneten Tätigkeit entschließen konnte, vielmehr allen Möglichkeiten, einen „Beruf" zu ergreifen, beharrlich aus dem Wege ging, kann nicht geleugnet werden. Es war diese Haltung vermutlich Erbgut der Väter, die es an Liebe zum galanten Leben mit dem großen Casanova wohl aufnehmen konnten, und war immerhin eine Haltung von unbedingtem Instinkt für die jeweiligen Erfordernisse seiner Stellung.

Für Herrn von Crossignac hatte sich soweit das Leben ohne Knoten von der Spule rollen lassen. Seiner Meinung nach war Glück oder Unglück nicht eine Gabe, die man gleich einem Orden oder Entlassungsbrief von übergeordneter Instanz entgegennahm, sondern die Differenz aus Aufgabe und ihrer Bewältigung, Situation und ihrer Beherrschung.

So hätte er beispielsweise sehr unglücklich werden können, wenn damals sein verschuldeter Gutsteil nach Vorschlag wohlmeinender Freunde kurzerhand zu Geld gemacht worden wäre. Das Geld würde nach Befriedigung der bedeutendsten Schuldner kaum ein Jahr gereicht haben. Nein, Crossignac entschloß sich vielmehr zu dem unerwarteten Schritt, seinem Schwager Depuis, der mit Eifer und Geschick das Gut seiner Schwester Jeanette nahezu um das Doppelte vergrößert hatte, den verschuldeten Gutsteil anzubieten. Depuis war nun freilich verfehmt, und daß Jeanette ihn, einen gewöhnlichen Pächter, geheiratet hatte, konnte grundsätzlich auch heute nicht von Crossignac gebilligt werden. Indessen glaubte er die ablehnend-feindselige Haltung der ganzen Verwandtschaft nur soweit anerkennen zu dürfen, als jeder wissen mußte, wieweit eine solche für ihn sinnvoll blieb. Ihm, Crossignac, erschien sie an dem Tage unsinnig, da er einsah, daß Depuis der gegebene Verwalter seines ruinierten Gutes werden mußte.

Tatsächlich übernahm dieser Schwager nicht nur Crossignacs Gut mit allen Schulden und Verwüstungen, sondern er garantierte ihm auch eine jährliche Rente, die in keinem Verhältnis zu dem stand, was dieses Gut selbst unter hervorragender Pflege zurzeit hätte abwerfen können.

„Das nenne i ch Glück", sagte Crossignac zu sich selber, als der Abschluß mit Depuis gelungen war, „und bestätige damit meine Ansicht, daß Glück oder Unglück eine Sache der Überlegung ist. Ich gewinne nichts, was ich nicht auf Grund meiner ruhigen Einsicht verdient hätte."

Crossignacs Gut war von Depuis entsprechend einer gewissen Kapitalshöhe veranschlagt worden, um dadurch den Zinsendienst von den Zufällen landwirtschaftlicher Erfolge oder Mißerfolge unabhängig zu machen. Dieses Kapital erlitt allerdings nicht unbeträchtliche Einbußen, als die Marquise de Roicour Crossignacs Geliebte wurde und zwar unter so abenteuerlichen Umständen, daß Paris ein Vierteljahr lang daraus Konversationen spann. Nachdem diese Ver-

bindung durch einen Pistolenschuß ihre endgültige Erledigung gefunden, und Crossignac Paris mit Berlin vertauscht hatte, rückten die ersten Beunruhigungen an. Das Jahr näherte sich dem Ende. Depuis hätte als korrekter Bankhalter die Zinsenauszahlung entsprechend dem verringerten Kapital reduzieren müssen. Er tat es nicht. Ja, als Crossignac sogar mit dem Rest seines Kapitals für eine Bürgschaft einzutreten gezwungen war, zahlte Depuis nicht nur pünktlich diesen bedeutenden Rest aus, sondern — auch die Zinsen weiter.

Herr von Crossignac befand sich damals in einer wirklich fatalen Lage. Er konnte unmöglich ohne weiteres annehmen, daß der Schwager seine liebenswerte Unkorrektheit so weit treiben werde; er mußte mit der Zusendung eines peinlichen Saldos rechnen. Da trafen die Zinsen weiterhin pünktlich ein! Gott weiß, der Engel Depuis schickte Zinsen von einem nicht mehr existierenden Vermögen. Das war anständig, mehr als anständig, nämlich ritterlich. Crossignac war entschlossen, es ihm gegebenenfalls zurückzuzahlen, auch sonst dankbar seiner zu gedenken.

Crossignac wohnte damals in einem der ersten Berliner Hotels. Er schrieb also an seinen Schwager Depuis die verbindlichsten Zeilen und umarmte ihn am Schlusse der zweiten Seite. Dann bestellte er ein gutes Souper und telephonierte an die hübsche Lili B., eine Berlinerin zwar, aber vielleicht gerade darum von ungewohntem Reiz, keine parfümierte Eleganz, sondern eher knusperig wie frisches Gebäck.

Soweit stand alles in guter Ordnung. Es lief dann auch über drei Jahre in diesem angenehmen Verhältnis zu Depuis weiter. Man schrieb sich zu den Festen Glückwünsche und erkundigte sich nach dem gegenseitigen Wohlergehen. Da brachte die Post, völlig unerwartet, einen Brief des Schwagers, in dem er bedauerte, ab dann und dann die Zahlungen bis auf weiteres einstellen zu müssen. Der sehr werte Cyrill stünde bei ihm mit nahezu Hunderttausend in der Kreide. Die letzte schlechte Ernte, verunglückte Transaktionen und

dies und jenes hätten ihn, Depuis, zu bedeutenden Einschränkungen gezwungen und so weiter. Ganz ergebenst Dein Dich liebender Schwager Jaques Depuis.

Mit dieser Stunde beginnt unsre Geschichte.

Damals zählte, wie bemerkt, Herr von Crossignac einundfünfzig Jahre. Man kann also sagen, daß er die längste Zeit seines Lebens hinter sich hatte und es ihm erlaubt gewesen wäre, die Frontlinie seiner Ansprüche zurückzunehmen. Ähnliche Empfindungen beherrschten ihn, als er den Brief seines Schwagers zum zweiten und letzten Male las. Etwas wie eine „entscheidende Stunde" schien geschlagen zu haben.

Danach begab er sich, ein wenig blasser als sonst, nach oben.

Crossignacs Zimmer lag im zweiten Stock des erwähnten Hotels ersten Ranges. Ein großes Zimmer mit Tischtelephon, Doppeltüren und eigenem Bad. Eine elegante Schreib- und Wohnecke nahm ihm den Charakter des indifferenten Hotelraums. Ein Erker mit niedrigen Sesseln und einer stets gefüllten Blumenvase auf dem flachen Tische gewährte weiten Blick über die sausende Unruhe des Potsdamer Platzes.

Crossignac lehnte sich an eines der Erkerfenster und sah die vielen lärmenden Taxen, die gelben Straßenbahnen und schwerfälligen Autobusse. Das lief, trompetete, überkreuzte, verschlang und löste sich, scheinbar chaotisch verworren, in Wahrheit von einer bewußten inneren Ordnung geleitet. Charme hatte diese Stadt nicht, doch war sie, solange man sich als Gast in ihr aufhielt, entgegenkommend, reich an Abwechslungen und präzisen Eindrücken. Kurzum, kein schlechter Aufenthalt, um über eigene Erforderlichkeiten unsentimental und nüchtern nachzudenken.

Der hinterlistige Überfall dieses Herrn Depuis, eines typisch bürgerlichen Menschen mit den neurotischen Zügen kleinlicher Besorgnisse und Depressionen, hatte ihn vor eine Frage gestellt, deren Geschmacklosigkeit so unbestreitbar wie

ihr Ernst war. Ein Unglück? Vielleicht. Es wird, sagte er, darauf ankommen, ob ich es zu dem mache. Noch sind nicht alle Chancen verloren. Peinlich war, daß Crossignac gerade vor wenigen Wochen eine kleine Anstandsverpflichtung übernommen und dieser Verpflichtung, wenn auch ganz nebenbei, in seinem letzten Schreiben an Depuis Erwähnung getan hatte. Natürlich war der unnoble Mensch dadurch in Schweiß geraten und hatte sofort den unsympathischen Absagebrief heruntergaloppiert. Diesen Herrn Schwager in einem ferneren Schreiben um Weiterzahlung der Zinsen zu bitten, quasi mit gezogenem Hute vor ihn hinzutreten, erschien Crossignac völlig undiskutabel. Und an Jeanette schreiben, mit der er sonst nur Festglückwünsche austauschte? Würdelos.

Man wird sehen, ob es nicht andre Wege gibt, diese Lage zu überwinden.

Er verließ den Erker und nahm in einem der bequemen Sessel Platz. Mechanisch griff seine Hand nach der gläsernen Kassette, die seine Zigarettenmarke, eine milde Mischung zwischen der aromatischen Ägyptierin und einem würzigen Russentabak, enthielt. Der edle Rauch dunstete in feinem Gewölk empor.

Was konnte ihm, bei flüchtigem Überschlag, das Leben noch finanziell abwerfen?

Einige Juwelen verkaufen. Schön, nehmen wir an, ich täte es. Eine leidliche Summe käme dabei heraus. Diese Summe könnte die kleine Verpflichtung löschen und mich überdies ein, zwei Monate in den gewohnten Umständen weiterleben lassen. Doch was dann? Stellung? Eine „Stellung" annehmen? Lehnen wir nicht gleich ab. Warum nicht, wenn sie mir gemäß wäre? Aber eine meiner Bildung und Herkunft korrespondierende Stellung zu finden, dürfte in diesem Zeitalter der Baumwollaristokraten schwer halten. Schließlich kann ich doch nicht auf den städtischen Arbeitsnachweis gehen.

Das Telephon klingelte.

Er hob die Gabel mit der langsamen Lässigkeit ab, die

jener Marquise de Roicour den Vergleich von den „pflanzenhaften Bewegungen" der Crossignacs eingegeben hatte.

Gleichmütig, doch um keine Nuance verstimmter als ehedem, nahm er den Vorschlag der kleinen Gruscha, sie heute in die Oper zu begleiten, an.

Gut, er werde zwei Plätze bestellen, denn sie habe doch wohl ihren noch nicht besorgt?

Nein, noch nicht, klang es hoch und reizend aus der Muschel. Sie befände sich gerade auf dem Wege zur Billettkasse, doch wenn er die Karten durch den Hotelportier bestellen wolle, wäre ihr der Weg abgenommen.

Eh bien, sagte Crossignac und beendete mit einigen verbindlichen Wendungen das Gespräch.

Gruscha war keine Persönlichkeit, die Ansprüche stellte, und der Gedanke, sich heute abend in der Oper von den belastenden Monologen dieses Tages zu säubern, nicht übel. Außerdem sah diese russische Jüdin mit den melancholischen Tintenaugen gut aus. Es umgab sie eine Atmosphäre von großer Welt, ohne daß sie jemals diese Welt auch nur um eines Seidenschuhes Breite betreten hätte. Flüchtig dachte Crossignac über diese Zufälligkeiten der menschlichen Außenseite nach, führte jedoch die Überlegung nicht zu Ende, sondern winkte gleichsam sich selber mit der Hand ab.

Er bestellte Tee, Gelee, Toast, sowie eine kleine Platte mit Butter und Aufschnitt. Während der Kellner servierte, entfaltete Crossignac eine Pariser Zeitung. Als er allein war, legte er das Blatt fort, goß sich Tee ein und überlegte von neuem.

Es gilt, einmal alle Chancen, alle Möglichkeiten, ganz gleichgültig ob sie töricht oder brauchbar sind, zu überdenken. Da wäre beispielsweise Frau von Buttsieck. Sie würde eventuell einen Teil ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens auf das Konto meiner guten Haltung einzahlen. Was hätte ich dafür zu leisten? Treue, tägliche Besuche, verliebte Zärtlichkeiten und so weiter. Unmittelbare Folge dieses Arrangements, da ich dergleichen auf die Dauer nicht zu leisten

willens wäre, dürfte Eifersucht, hysterische Szenen, Versöhnung unter Wonneschwüren etc. pp. sein. Grausig. Weg damit. Gruscha kommt nicht in Frage, ich bin kein Zuhälter. Daisy, die Tochter des Professors Alvaridos, erschien mir unlängst ein wenig verliebt in mich; wenn nicht, so wäre dieses Gefühl immerhin erzeugbar. Freilich ist sie seit kurzem verlobt. Nun, eine solche Barriere ist nicht unübersteigbar. Doch Alvaridos' Vermögensverhältnisse sind durchaus unklar. Ich taxiere auf gesunde Wirtschaftslage, keinesfalls auf große Mittel, genügende Mittel, um eine Ehe seiner Tochter mit mir zu finanzieren. Trotz dieser Bedenklichkeiten täte ich unklug, hier ohne genauere Nachforschung vorüberzugehen. Man sollte zum wenigsten eine kleine diplomatische Visite nicht scheuen. Punkt Alvaridos lassen wir also offen. Das wäre dann endlich la petite Braumüller. Minna Braumüller. Ihr Mann ist tot, sie würde mich morgen heiraten. Geld hat sie wie ein Pfandleiher. „Minna de Crossignac" ... Er dachte nach, den Namen halblaut vor sich hinsprechend. Es gibt gewisse Verbindungen, fuhr er fort, die, man mag sagen was man will, dadurch erst illegitim werden, daß man sie legalisiert. Ich könnte auch unter dem Segen des Pfarrers an diese Kopulation nicht glauben. Jeanette hat einen Neuropathen und Buchhalter namens Depuis geheiratet. Wohlan! Aber Depuis hat damit nicht den Namen Crossignac angenommen. Also streichen wir Punkt Braumüller ohne subtile Prüfung von der Liste. Resumieren wir: Städtischer Arbeitsmarkt fällt weg, Frauen fallen weg, Daisy Alvaridos —

Er vergegenwärtigte sich das Kupferbraun des jungen Mädchens, ihre großen grauen Augen, ihre feine Blässe, ihre aristokratische Figur. Daß sie zu ihm paßte, war nicht abzuleugnen. Aber hatte sie nicht sich mit dem Doktor von Kahl verlobt, der als Teilhaber der großen Exportfirma Voß und von Kahl in Hamburg ohne Übertreibung reich genannt werden konnte? Wenn nun selbst Daisy unter dem Druck seiner Leidenschaft sich von ihrem Verlobten trennen und

gegen oder mit Willen des Vaters sich ihm, Cyrill de Crossignac anvertrauen sollte, wäre damit das Spiel schon gewonnen? Hätte er damit schon ihr Vermögen? Keineswegs. Denn wenn Professor Alvaridos erführe, daß er, Crossignac, zeitweilig ohne größere Geldmittel sei, würde er bestenfalls die Vermählung so lange aufschieben, bis sein Bankkonto wieder ein durchaus einwandfreies Gesicht trüge. Konnte er selbst sich aber so lange überhaupt auf ein unsicheres Unternehmen festlegen? Nein. Demnach auch Daisy unbrauchbar. Was bleibt noch? Rien de tout. Gut.

Crossignac erhob sich, ging zum Schreibtisch, kramte ein wenig in den Papieren und schob sie dann alle miteinander gelangweilt in ein verschließbares Seitenfach.

Danach schaltete er das elektrische Licht an und begann sich sorgfältig umzukleiden. Unter der Brause duschte er sich kurz ab, trocknete sich, rieb Arme und Brust mit Kölnischwasser ein. Danach hüllte er sich in seinen Bademantel und begann vor dem Spiegel sein Gesicht leicht zu massieren. Die Hände sanken hinab, er blieb einen Augenblick in nachdenklicher Betrachtung seines Porträts stehen. Nicht übel. Wer selbst die Einundfünfzig von der Reife des Antlitzes abliest, wird doch zugleich die Elastizität dieser Züge anerkennen müssen. Die große, gebogene Nase, das schwarze Bärtchen, der gepflegte, köstlich ausrasierte Spitzbart. An den Schläfen grau — sehr hübsch, das hob ihn aus der Sippe der Anfänger. Die Falten überm linken Auge zeigten Ironie, die schmalen Schläfen Geist. In das Licht dieses Antlitzes waren schon viele Schmetterlinge geflattert, ohne daß er es darauf angelegt hätte, sie zu fangen. Plötzlich verdutzte ihn etwas. Wie? Was war das für ein Gedanke, der ihm da kam ...

Hatte nicht Doktor Currulescu aus Bukarest ihm einmal gesagt: „Ein Gesicht wie das Ihre ist ein großes Vermögen, das brachliegt?" Er hatte es gesagt, als schon alle betrunken waren und hinzugefügt: „Wenn ich Ihr Gesicht hätte, Baron Crossignac, ich wäre Millionär und keiner würde auch nur wagen, mich zu verdächtigen." Doktor Currulescus

feuchte Augen zeigten den Grad hoher Betrunkenheit an. Doch gerade, weil Doktor Currulescu es gesagt hatte, als alle betrunken waren, ja, als er selbst betrunken war, erhielt dieses Wort jetzt besondere Bedeutung.

Herr von Crossignac zog sich zerstreuter als gewöhnlich an, blieb sogar wiederholt stehen und blickte vor sich hin.

Dann fuhr er in die Oper.

Gegen elf Uhr abends betrat er sein Zimmer an der Seite einer jungen, eleganten Dame. Es war Gruscha.

Er schaltete die große gelbe Diwanlampe an und half ihr aus dem Pelz. Dann machte er fürs erste den liebenswürdigen Wirt, stellte Backwerk, Konfitüren, Früchte und schwedischen Punsch auf den niedrigen Rauchtisch.

Gruscha ging vor den Spiegel; während sie ihren hübschen Kopf kämmte, lächelte sie ihm im Glase lustig zu. Dann reckte sie ihre nackten Arme, drehte sich ein paarmal um ihre eigene Achse und fiel mit treffsicherem Kusse auf seinen Schoß.

Die nun folgenden Stunden brachte Crossignac mit ihr in guter Stimmung hin. Flüchtig erinnerte er sich wohl an Depuis' Brief, fand ihn indessen im Augenblick zumindest uninteressant. Vergaß ihn auch gleich darauf wieder.

Nur den Gedanken, welcher ihm abends vor dem Spiegel gekommen war, vergaß er nicht. Er wurde sogar immer nachdenklicher und zerstreuter, bis ihn Gruscha ganz offen fragte, was ihm denn in die Maschen gefallen und ob es am Ende gar ihre Schuld sei, daß er alle Augenblicke wie ein Philosoph vor sich hinstarre.

Crossignac lächelte. Nein, ihre Schuld sei es nicht. Doch weil sie von seinen Gedanken nichts wüßte, könnte ihr Wort ihm von spaßhaftem Werte sein. Mit diesem Ausspruch forderte er sie auf, ihm an den Schreibtisch zu folgen.

Sie löste sich leicht verdrießlich aus ihrer warmen und bequemen Lage auf dem Diwan und preßte sich, als sie vor dem Tische stand, schnurrend an ihn.

Crossignac zeigte ihr einen kleinen Packen Papier. Es waren vier, fünf Rechnungen, auch eine schriftliche Fixierung seiner kleinen Verpflichtung befand sich darunter.

„Was ist denn das?" erkundigte sich Gruscha, bereits etwas neugieriger.

Statt einer Antwort hob Crossignac ihre warme Hand von den Papieren, legte sie sanft auf die Tischplatte und fragte: „Was würdest du an meiner Stelle mit diesen Papieren tun?"

„Ist Geld darunter?"

Crossignac verneinte lächelnd.

„Zerreißen," sagte sie.

„Ich bitte darum."

Da griff sie in die Papiere wie ein kleines Kind, das spielen will, knüllte sie zusammen und zerriß sie.

„Und was würdest du mit diesem Briefe tun?" fragte Crossignac. Es war der Brief seines Schwagers.

„Ist es ein Liebesbrief?"

„Das möchte ich nicht behaupten."

Sie dachte einen Augenblick nach. Ihre geschminkten Lippen preßten sich zu einem schmalen roten Einschnitt zusammen.

„Auch zerreißen," sagte sie.

Crossignac nahm den Brief und zerriß ihn.

„Nun und?" fragte Gruscha. Sie sah ihn enttäuscht an. Crossignac betrachtete sie lächelnd.

„Ist das alles?"

„Ich fürchte, Sie werden sich erkälten," versetzte er höflich und führte sie vom Schreibtische fort.

Zwei Tage später begab sich Herr von Crossignac zu Frau von Buttsieck. Sie erwartete ihn bereits, lachte aus ihrem gepuderten Gesicht ihm beglückt entgegen und sagte, während sie ihm beide Hände zum Kusse reichte: „Wir sind allein, Cyrill. Niemand wird uns stören."

Crossignac winkte ab, als ob es ihm nicht gar so dringend

mit diesem Wunsche gewesen. Er ließ sich in dem seidenen Rokokosofa nieder und betrachtete einen Augenblick mit reizendem Lächeln seine Gastgeberin. Darauf begann er, ein Bein übers andre schlagend, auf eine sorglose und elegante Manier zu plaudern. Mit etwas nervösen Händen goß Frau von Buttsieck ihm den Tee ein, reichte feines Blätterteiggebäck, zeigte keinerlei Neugier.

Plötzlich überfiel er sie mit der Frage: „Was würden Sie sagen, liebe Freundin, wenn ich Ihnen gestünde, daß mein wahrer Name nicht Baron Crossignac, sondern Hartstein laute und mein spezieller Beruf im Umkreis des Hochstaplertums zu finden sei?"

Frau von Buttsieck schien heftig zu erschrecken. Ihre üppige Figur saß steif im Sessel, aber Stirn und Nase wurden weiß. Übrigens sammelte sie sich rasch. Ein wenig erregt antwortete sie: „Ich würde Ihnen sagen, daß Sie zu viel Lafontaine gelesen haben und mir eine Fabel aufbinden."

„Ich habe nie Lafontaine gelesen," erwiderte Crossignac nachdenklich. „Tiere langweilen mich. Darf ich es kurz machen: Ich bin Hochstapler."

„Und heißen nicht Baron Crossignac?"

„Ich heiße Hartstein."

Frau von Buttsieck brach in ein forciertes Gelächter aus. „Ihr Gesicht verrät Sie, Cyrill! Ihre Nase, Ihr Auge, Ihr Ton, alles!"

Crossignac horchte auf. In Frau von Buttsiecks Stimme schwirrte eine wunderliche Erregung mit.

Er schwieg eine Weile, betrachtete seine langen, schmalen, weißen Hände. Auch die Dame schwieg.

Da hob er den Kopf und fragte gedämpft, indem er sie ernst anschaute: „Würden Sie sich von Ihrem Gatten trennen und mit mir die Ehe eingehen?"

Frau von Buttsieck erblaßte. „Wie das, Baron?" quetschte sie stotternd heraus.

„Ist mein Geständnis verwunderlich? Der Liebende hat die Pflicht zur Wahrheit."

Jetzt wurde sie feuerrot. Ihre trockenen Lippen zuckten. Augenscheinlich wollte sie sprechen, doch zurzeit schien sie dazu außerstande.

Mit einem Male erhob sie sich und verließ das Zimmer.

Crossignac verharrte einige Minuten in derselben Stellung, in welcher er diese Unterredung geführt hatte, die Fingerspitzen aneinander gelegt, den Blick geradeaus gerichtet. Dann erhob er sich, um einige Male im Zimmer auf und ab zu gehen.

Die Jungfer trat ein. Sie meldete, die gnädige Frau befände sich nicht wohl und bitte ihr Fernbleiben zu entschuldigen.

Am nächsten Morgen schon erhielt Crossignac einen großgemusterten Brief. Er las ihn, während er zum Lift ging, mit beträchtlicher Gleichgültigkeit.

„Ich bitte Sie, mich zu vergessen. Meinem Gatten muß ich die Treue wahren. Ihren schrecklichen Worten glaube ich n i c h t!

Amélie für immer."

Crossignac steckte Bogen und Umschlag in die Rocktasche und murmelte mit erhobenen Brauen: Das „für immer" ist völlig sinnlos.

Abends befand er sich mit der kleinen lustigen Frau Braumüller in der Nische eines Weinhauses. Die Musik spielte. Sie fächelte ihr vom Rotwein etwas erhitztes Gesicht nach dem Takte des Tanzes, während ihre Augen ihn schwärmerisch küßten.

Der verliebte Blick wurde ihm unbequem. Er winkte ein Mädchen mit Konfekt und Leckerbissen herbei, um das Interesse seiner Begleiterin auf diese Gegenstände abzulenken.

Frau Braumüller wählte ein mit Pralinees gefülltes Osterei, da ja die Zeit dieses Festes bald herannahe und man sich darum kümmern müsse. Sie öffnete die Schalen und bot Crossignac an.

Er schüttelte liebenswürdig dankend den Kopf.

Doch weil selbiges Schokoladenei sie an Dinge der Vergangenheit erinnerte und das Plaudern in dieser warmen Stunde ihr sanft und glatt vom Munde ging, kam sie von einem aufs andre und berichtete, auf wie komische Weise ihr seliger Mann sich in den hochfeudalen Rennverein hineingekauft hätte. Während sie erzählte, legte sie ihre linke Hand auf seinen Unterarm.

„Ach ja, mit Geld ist manches zu haben," beschloß sie ihre Geschichte.

Crossignac blinzelte sie ein wenig an. Sie wußte nicht, was sie davon halten sollte und lachte.

Da fragte er, während seine rechte Hand mit dem Siegelringe der Linken spielte: „Würdest du gern eine Baronin Crossignac werden?"

Die Augen der kleinen Frau erweiterten sich unnatürlich.

„Minna de Crossignac klänge nicht übel, wie? Doch laß uns ein wenig überlegen. Du heiratest mich nicht meines Namens wegen?"

Sie starrte ihn immer noch an. Ihre hübschen schwarzen Pupillen verschwammen. Nach kurzer Pause schüttelte sie heftig den Kopf.

„Nicht? Wie lieb von dir. So ist es wohl meine Pflicht, dir zu gestehen, daß dieser Name angenommen ist. Wir werden ihn in der Gesellschaft weiter führen, doch" — setzte er leise hinzu — „mein wahrer Name ist Tietze. Ich habe Gründe, ihn zu verschweigen. Du verstehst mich vielleicht."

Minna Braumüller ließ immer noch nicht den Blick von ihm. Doch verschwand langsam der heitere Glanz ihres Auges hinter einem glasigen Schimmer. Zwei große Tränen quollen hervor.

Crossignac wartete, bis sie sich äußerlich beruhigt, Nase und Wangen flüchtig gepudert hatte, dann rief er einen vorbeieilenden Kellner an.

Nachdem er gezahlt, begaben sie sich in die Garderobe. Crossignac plauderte derweil mit ihr, als wäre nichts von Belang vorgefallen.

Erst im Automobil breitete sich bedrückendes Schweigen aus.

Frau Braumüller weinte leise vor sich hin. Auf einmal hob sie das von Tränen entstellte Gesicht zu ihm empor und fragte schluckend: „So bist du auch kein Franzose?"

„Leider nein," antwortete Crossignac.

„Ich habe es immer geahnt, daß du kein Franzose bist, weil du so gut Deutsch kannst. Aber ich liebe dich auch so, glaub mir doch."

Sie drückte sich an ihn. Er streichelte sie mechanisch.

An ihrer Haustür umklammerte sie seine Hand. Zu Boden blickend flüsterte sie: „Sag's mir doch."

„Was soll ich sagen?"

„Bist du ... bist du, was man so nennt, ein Hochstapler?"

Er nickte.

„Ich liebe dich trotzdem," schluchzte sie stärker.

Crossignac küßte ihre Hand mit jener unnachahmlichen Geste, die man an ihm so rühmte.

Danach verließ er sie.

In seinem Hotelzimmer schaltete er das Deckenlicht an und betrachtete sich forschend im Spiegel.

Darauf sagte er: Doktor Curtulescu hat Unsinn geschwatzt. Seine Betrunkenheit entschuldigt ihn. Mein Gesicht ist das der Crossignacs, bleiben wir dabei. Doch ein brachliegendes Vermögen ohne Zinsen ist es nicht. Ich vertraue dem Mißtrauen zweier Frauen mehr, als der Kombination eines Bukarester Börsenspekulanten. Also scheint doch mein Leben diese Züge ein wenig ungünstig nachgezogen zu haben, was mir zu denken geben sollte. Und nun? Solange weiter existieren, bis alles außer dem Revolver verpfändet ist? Das wär' eine schlechte Art, ein gutes Leben zu beenden.

Er verließ seinen Platz vor dem Spiegel, blies verächtlich den Atem durch die Nase und setzte sich auf den Diwan: Es wird nötig sein, eine meiner Herkunft und Nation würdige Erledigung aller Schwierigkeiten zu finden. Ein Ziel, dem

man mit Ruhe und ohne große Empfindlichkeit entgegengehen sollte.

Er klingelte nach dem Zimmermädchen und verlangte das Kursbuch.

Anständig sterben kann man nur in Paris, murmelte er und versuchte ein gelassenes Gähnen dieser Betrachtung anzufügen. Doch es mißlang, und sein Gesicht bekam mit dem geöffneten Munde und den halbgeschlossenen Augen einen seltsam schreckhaften Ausdruck.

Ein Besuch

Jener stämmige, mittelgroße Herr, den wir mit sicherem Schritte und durchgedrückten Knien die breite Straße zum Landgericht entlang schreiten sehen, ist Justizsekretär Otto Stuart. Er trägt, weil der Kalender schon auf November zeigt — übrigens ein erstaunlich milder und freundlicher November — einen Wintermantel mit sauber gebürstetem Samtkragen. Auch die Begleitung eines zusammengerollten Schirmes hält er für unerläßlich. Und nie würde er seine Aktenmappe vergessen.

Otto Stuart. Wir betrachten ihn von allen Seiten und finden nichts Absonderliches an ihm. Wir begleiten ihn ins Gerichtsgebäude, dessen Pförtner er grüßt, sehen ihn in seinem schmalen Zimmer den Mantel einem Holzbügel anvertrauen, den Schirm an einen Haken hängen und den grauen Bratenrock mit einer Uniformjacke vertauschen. Wir betrachten ihn genauer. Er trägt saubere Manschetten — man sieht sie nunmehr übereinander gestülpt auf dem gelben Schranke stehen — einen tadellos glänzenden, bläulichweißen Dauerwäschekragen und sieht mit seinem angegrauten Spitzbarte einem Gymnasialprofessor nicht unähnlich. Übrigens ist er mit dem Glockenschlag acht zum Dienste gekommen. Ein pünktlicher Beamter, der allgemeines Vertrauen genießt.

Überlegen wir weiter, indem wir uns fragen, wie er sich im Dienste führte und ob den Herren vom Gericht hier vielleicht etwas Ungewohntes begegnet wäre, so können wir nicht anders, als ihm das beste Zeugnis ausstellen. Zugegeben, daß er gegen einen etwas nachdrücklichen Handschlag von seiten ehrfurchtgebietender Personen nicht ganz empfindungslos war, infolgedessen diese oder jene Sache etwas schneller erledigte, als es der Geschäftsgang erforderte, daß er, wenn es sein mußte, wohl auch einmal einen flüchtigen

Einblick in die Akten gewährte. Das alles sei zugegeben. Doch spricht es gegen ihn? Hat er sich deshalb vielleicht die geringste Unordnung im Dienste zuschulden kommen lassen, Akten verwechselt oder Terminzettel verschrieben? Und wenn ich zu alledem noch überlege, ob er viele Feinde oder geheime Neider unter den Kollegen hatte, so muß ich sagen: nein, er hatte keine.

Kurzum, wie man auch hin und her denken mag, man findet kaum einen Anhalt, der einem das Unglück erklärt, welches plötzlich über ihn und seine Familie hereinbrach.

Justizsekretär Otto Stuart war mit Emilie Lembke seit siebzehn Jahren verheiratet. Ein Kind, das im zweiten Jahr ihrer Ehe geboren wurde, starb wenige Wochen später. Seitdem blieb diese Verbindung unfruchtbar, ohne unglücklich zu sein, denn Stuart stieg weder andern Frauenzimmern nach, noch kränkte er seine Gattin, weil sie ohne Segen geblieben.

Fast zwei Jahre lang wohnte bei ihnen Stuarts Nichte Frieda als Hauswirtschaftselevin. Ihre Tante lehrte sie alles Erforderliche und erhielt dafür von der Schwägerin eine kleine Entschädigung. Diese Frieda, ein liebenswürdiges hübsches Kind, das damals etwa sechzehn Jahre zählte, wurde von beiden Eheleuten sehr verwöhnt. Man fand in ihrer stets heiteren Gegenwart gleichsam Ersatz für die verlorene Kindschaft. Als sie wieder in ihre Heimatstadt ging, herrschte Öde im Hause Stuart. Bald darauf zog Otto Stuarts Schwiegervater, der alte Lembke, zu ihnen. Ein recht gebrechlicher Greis, der eine kleine Rente bezog, und überall untätig im Wege saß. So ging es denn ohne viel Aufregungen und bemerkenswerte Neuigkeiten im Gleichtrott weiter zwischen Alltagssorgen und Sonntagsbraten. Otto Stuart besorgte pünktlich seinen Dienst, Emilie tat ihre Wirtschaftspflicht in Küche und Haus und zog Feiertags zum Spazierengehen ihre guten Sachen an.

Stuarts lasen seit Bestand ihrer Ehe die „Deutsche Warte“. Weniger wohl aus Überzeugung als aus Gewohnheit. Auch

dieser Punkt gibt keine Erklärung des Vorfalls, mit dem wir uns befassen müssen.

Zwei oder drei Wochen vor dem Ereignis erlebten Stuarts abermals die Freude, ihre Nichte und Pflegetochter Frieda bei sich zu sehen. Sie hatte nunmehr ihr zweiundzwanzigstes Jahr vollendet. Ein lebensfrohes, freundliches, voll entwickeltes Mädchen. Und um es gleich zu sagen: Frieda war Braut. Ihrem Aufenthalt in der Hauptstadt lag die wohlerwogene Absicht zugrunde, ihre Aussteuerwäsche in den großen Warenhäusern zu kaufen, wo der Kunde sie bedeutend billiger als in der Provinz erhält. Tagelang fuhren beide Damen mit der Straßenbahn umher, besichtigten, verwarfen, wählten und breiteten abends köstliche Dinge auf dem Eßtische aus.

Dabei erhielt auch Otto Stuart Einblick in all das, was heutzutage eine junge Frau nötig hat, um standesgemäß in die Ehe zu treten. Mein Gott, wie war dies alles anders gegenüber seiner Jugend! Frieda konnte als leidlich situiert, keineswegs indessen, als wohlhabend gelten. Wenn aber Stuart abends mit der duftenden Zigarre gutgelaunt dem Eröffnen der großen, in glänzendes Packpapier verschnürten Pakete beiwohnte, und nicht nur Laken, Kissenbezüge, Schmuckhandtücher, sondern auch zarte Dessous, Damenhemden für Tag- und Nachtgebrauch, Strümpfe, Spitzeneinsätze und Kombinations sah, ward er betroffen über die Pracht dieser Leckereien. Er glaubte, die Schätze einer verwöhnten Weltdame zu erblicken und konnte sich einer wunderlichen Erregung vollends nicht entziehen. Dies war nun gar seine Nichte, seine Pflegetochter, ein schönes üppiges Kind in blühender Jugend. Und war gleichwohl — so dünkte es ihn — nicht Kind seiner Herkunft und Familie, sondern es umgab sie der Reiz einer neuartigen, verwegenen Lebensauffassung. Wenn sie fragte: „hier, Onkel Otto, was sagst du zu diesem seidenen Kombination, schilfgrün, o, du sollst sehen, wie mir das steht!" lachte seine Frau und schüttelte spaßhaft den Kopf über diese jungen Mädchen von heute.

Er aber faßte nicht, daß diese leichtfertigen Reden jeder Pikanterie entbehrten, daß sie dem elastischen, sinnenfrohen und selbstbewußten Wesen einer neuen Frauengeneration wesensgemäß entsprangen. Er begriff es nicht und mußte es doch begreifen, da er in den blanken, reinen Augen dieses Kindes keinen Schimmer gefürchteter Frivolität sah.

So erfreute ihn wohl die süße Unruhe vielfältiger Einkäufe und stets bereiten Gelächters, doch sie verwirrte ihn zugleich und wies ihm die verwandelte Welt um sich herum als ein Leben der verpaßten Gelegenheiten. Er dachte nicht viel darüber nach, weil alles Denken, welches über die Erfordernisse seines Berufes hinausging, ihm ja von der „Deutschen Warte" abgenommen ward. Indessen hatte die Zeitung nie darüber etwas mitgeteilt, daß die jungen Mädchen, welche Frauen werden wollten, zu diesem Behufe sich den Leib odaliskenhaft schmückten, in Spitzen und Seide hüllten und nicht erzitterten oder aufkreischten, wenn ein Mann die Stube betrat, in der sie ihre Wäsche ausbreiteten. Und gleichwohl war und blieb Frieda ein anständiges, ja, ein hochanständiges Mädchen, das Zucht und Ehrbarkeit wohl anerkannte. Welch rätselhafte Dinge geschahen in dieser ihm verschlossenen Welt! Unvereinbare Gegensätze vereinten sich als seien sie nie getrennt gewesen. Selbiges keusche Mädchen nahm sich eines Tages die Freiheit, nachdem sie nagelneue hellseidene Strümpfe gekauft, diese Strümpfe sofort anzuziehen, glücklich damit herum zu stolzieren und sich schließlich vor ihn hinzustellen und zu fragen: „findest du sie nicht auch himmlisch, Onkel Otto?" Dabei hob sie ungeniert den Rock an und betrachtete mit gebeugtem Kopf ihre Beine. Er nickte und erfaßte unklar, daß diese Gegenwart in nichts mehr jenen Tagen glich, die ihn jung gesehen. Er lebte immer noch in einer andern Welt, wußte nichts von der eigentlichen Wirklichkeit. Da brach ein Spalt in die graue Wand seines Alltags. Scharfe Zugluft traf ihn, er erzitterte und fühlte in seinem Kopfe etwas wie einen schreckhaften Willen anzucken. Als er gleich darauf in seiner

Zeitung die Worte „verlorene Möglichkeiten" las, ließ er das Blatt sinken und empfand inbrünstiges Weh. Und wußte doch nicht zu sagen, um was er klagte, hätte wohl auch sein Tagewerk nicht anders wünschen mögen als es von der Spule lief.

Da huschte flüchtig wie ein Traum in der Frühe ein Erlebnis über ihn, das seine Verwirrung zu schmerzhaftem Druck steigerte. Frieda hatte den Abendtisch gedeckt, Frau Emilie gekocht, es duftete nach Blumenkohl und brauner Butter. Betulich saß sein alter Schwiegervater Lembke in der Sofaecke und schmatzte an der Pfeife. Frohe, gute Familienstimmung umsummte ihn. Alles war schön, alles war angenehm. Frieda, das geliebte Kind, ging ab und zu, trug dies und jenes. Ihre Bewegungen muteten ihn reif und bräutlich an. Nun aber blieb sie einen Augenblick verweilend vor dem Tische stehen, rückte eine Glasvase mit späten Astern zurecht und wandte sich blanken Auges ihm zu. So sah er sie.

„Na?" sagte er gemütlich, hatte aber sekundenlang wieder die Empfindung, als streife seinen Kopf die Zugluft der unbekannten Welt.

Frieda nickte ihm ausgelassen zu und nahm resolut wie sie war auf seinem Schoße Platz.

„Morgen ist Abschied," maulte sie mit herabgezogenen Mundwinkeln und heuchelte sogar ein Weinen.

Da wußte Stuart nicht, wie ihm wurde. Es war doch sein Pflegekind, seine Nichte Frieda. Und war ein junges Weib aus der geheimen Welt der Möglichkeiten. Die Wäsche, welche sie trug, glich der einer Kurtisane.

Sie legte ihren Arm um seinen Hals, pendelte mit den Beinen und plapperte lachend: „Na, wir wollen nicht gleich weinen. Ich komme ja bald wieder! Und bringe Max mit, ja? Soll ich ihn mitbringen?"

„Ja," antwortete Stuart heiser, sie sanft von seinem Knie entfernend.

Sie sprang auf und lief singend in die Küche.

Am folgenden Tage reiste Frieda ab. Die Eheleute sprachen

noch dann und wann von diesen heiteren Stunden, tauschten Meinungen aus und vergaßen am Ende den Besuch. Auch Stuart hatte eigentlich alle seine absonderlichen Gefühle wieder verloren. Er sann den neuartigen Eindrücken, die ihn zur Zeit von Friedas Gegenwart verwirrt hatten, kaum eine Stunde mehr nach. Nur seltsam, die Empfindung der scharfen Zugluft war geblieben. Und zwar in dieser unklaren Veränderung, daß er seiner Frau gestand, sich damals heftig den Kopf erkältet zu haben.

Emilie sann vergebens nach, wo sich ihr Mann wohl verkühlt haben könnte. Auch er wußte eigentlich nichts Genaueres darüber anzugeben. Hm. Komisch.

Nichts veränderte sich im Leben des Ehepaares.

Eines Morgens fiel es Frau Stuart auf, daß ihr Mann die Kaffeetasse schwenkte und dem Schwiegervater, der mit dem Rechte alter Gewohnheit aus der Untertasse trank, laut: „Prosit, Alter!" zurief.

Danach nahm er Mantel und Hut, griff zur Aktenmappe, legte sie freilich noch einmal hin, um den Samtkragen sorgfältig zu bürsten. Frau Emilie, die derweil das Schlafzimmer aufräumte, rief ihm zu: „Nun mach schon trapp, Mann, daß du nicht zu spät kommst!"

Er aber fand noch Zeit, in die Tür zu treten und sie zu fragen: „Bin ich tipp-topp, Emilie?"

„Bist ein alter Gockel," antwortete sie. „Jetzt mach fort, die Uhr hat halb geschlagen."

Stuart ging, erreichte seine Bahn und betrat pünktlich wie stets das Landgericht. Er legte ab, entledigte sich auch des Jacketts und der Manschetten, zog die Uniformjacke an und besorgte mit gewohnter Genauigkeit die ihm vorgelegten Schreibereien.

Um elf Uhr war Verhandlung in der Sache Lewin gegen Fischer angesetzt. Stuart war gebeten worden, die Akten dem Landgerichtsrat Wulle hinaufzubringen.

Da horchte er auf. Deutlich vernahm er aus einem höher

gelegenen Raum Musik. Es war eine leichte Weise, die er nicht kannte, sonnig und lebensfroh wie Vogelruf aus einem Walde, den niemand betreten darf. Auch der Kuckuck lockte in der Musik, jener scheue Vogel, den Stuart einmal in seiner Jugend ausgestopft auf dem Schranke des Onkels Theodor gesehen hatte. Die Musik verklang, die Herren oben, welche sie spielten, machten wohl eine Pause. Gedankenvoll griff Stuart zur Feder und zeichnete nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit und mit der ihm eigenen Akkuratesse auf ein Protokoll die Umrisse jenes Kuckucks, einer Leier und eines nackten weiblichen Körpers. Hie und da strichelte er sogar Schattierungen hinein.

Glücklicherweise hatte der Termin, wie gewöhnlich, sich um eine Dreiviertelstunde verspätet. Der Verzug, welcher durch Stuarts zeichnerische Übung eingetreten war, wurde also nicht bemerkt.

Als Landgerichtsrat Wulle während der Verhandlung das Protokoll aufschlug, um darin etwas nachzulesen, fiel sein Auge auf Kuckuck, Leier und Weib. Darüber ward er so betroffen, daß ihm ein leiser Ruf des Erstaunens entschlüpfte, und er den ganzen Termin über zerstreut und unruhig blieb.

Als der Termin beendet, erhob er sich jach, kniff die kurzsichtigen Augen wütend zusammen und fragte, während er das Protokoll herumzeigte, die andern Herren um ihre Ansicht. „Bitte schön, was sagen Sie dazu?"

Rechtsanwalt Becker, welcher Wulle gern eine Sottise sagte, meinte, dem Herrn Landgerichtsrat sei zeichnerisches Talent nicht abzusprechen. Nur die Wahl des Gegenstandes illustriere schlecht das Protokoll.

Beisitzer Frobenius klemmte sich sein Einglas ins linke Auge: „Außerordentlich pikant, besonders der Kuckuck," lächelte er mit schiefem Mundwinkel.

„Wollen Sie umsatteln?" fragte Becker ernsthaft.

„Ich bitte Sie nunmehr, Ihre Scherze einzustellen, meine Herren. Diese Sache erfordert, darüber sind wir uns wohl alle einig, exemplarische Bestrafung."

Er rief den Gerichtsdiener und ließ Justizsekretär Stuart herauf bitten.

Otto Stuart erschien. Die Herren stellten sich lächelnd um ihn herum. Übrigens glaubte keiner, daß Stuart selbst diese Zeichnungen angefertigt hatte.

Landgerichtsrat Wulle breitete das Blatt auf, schlug mit der flachen Hand aufs Papier und fuhr den Justizsekretär sofort an: „Bitte schön, kennen Sie diese Schweinerei?"

Stuart hob die mageren Augenbrauen. Sein rechtes Lid zuckte, auch die rechte Wange zuckte ein wenig. Im übrigen schwieg er.

Da schrie Wulle: „Ich verlange prompte Erklärung!"

Nun zwinkerte Stuart, der während seiner mehr als zwanzigjährigen Amtszeit beim Gericht nie so angeschrien worden war, erschreckt mit den Augen, näherte seinen Mund dem Landgerichtsrat und rief ihm, als dieser ratlos still hielt, ja sogar sein Ohr ihm seitlich zuneigte, mit zugespitzter Lippe halblaut: „Kuck-kuck!" ihm in die Ohrmuschel.

Wulle fuhr zurück. Auch die andern Herren sahen sich betroffen an. Einer winkte dem Gerichtsdiener und gab ihm leise einen Auftrag.

Stuart ging schwankenden Schrittes zur Wand und begann daselbst, zum Entsetzen der Herren, sein Wasser zu lassen.

Da wußten sie, was dem Unglücklichen zugestoßen.

Es entwickelte sich nunmehr alles Folgende in der üblichen Geschwindigkeit. Der Gerichtsdiener hatte bei einem Krankenhause angerufen, zwei seiner Kollegen faßten den kalkweißen Sekretär unter die schlaffen Arme und führten ihn in ein Zimmer, dessen Tür man bewachte. Bald erschienen Arzt, Wagen und Wärter. Als man den Armen freundlich mahnte, diesen Wagen zu besteigen, schäumte er auf und war nur mit Gewalt zu solchem Arrangement zu bewegen.

Frau Emilie Stuart sollte von dem Ereignis schonend in Kenntnis gesetzt werden.

Ein junger Rechtsanwalt namens Guntram, der sich

stets durch Betonung des humanen Gedankens in der Justiz auszeichnete und den Ausspruch getan hatte, man müsse den Kern des Rechts aus der Schale der Justiz befreien, übernahm es persönlich, Frau Stuart aufzuklären. Er versprach sich einige Wirkung von der taktvollen Art, mit der er die unglückliche Frau auf das Schreckliche vorbereiten wollte. Sagte er sich doch, daß alles darauf ankomme, den Menschen „richtig einzustellen". Am Ende würde Frau Stuart ganz zufrieden sein, daß alles so und nicht anders ausgefallen war.

Der erhoffte Erfolg blieb aus.

Frau Stuart öffnete selbst die Tür in Küchenschürze und mit aufgekrempelten Ärmeln. Öffnete sie nur auf einen Schlitz, da sie gerade Kartoffeln schälte und einen Bettler vermutete. Als sie den feinen Herrn sah, wurde sie unsicher. Sie wußte nicht gleich, wie sie sich verhalten, ob sie ihn hereinbitten oder draußen abfertigen sollte.

Der Rechtsanwalt, ebenfalls nicht ganz klar darüber, ob er Frau Stuart oder eine Bediente vor sich hatte, bat „die gnädige Frau" sprechen zu können. Gleichzeitig nannte er seinen Namen und gab an, er käme im „Auftrage" des Justizsekretärs Stuart.

Sofort riß Frau Stuart die Tür zum Salon auf, schloß geschwind die zweite Tür, durch welche man den alten Lembke in Hemdärmeln und Filzpantoffeln hätte sehen können, und sauste zur Flurtür, damit auch diese wegen der Nachbarn nicht offen stünde.

Rechtsanwalt Guntram lehnte derweil in höflicher Haltung leicht an einem Stuhl, blickte Frau Stuart fest an und sagte freundlich: „Ihr Herr Gemahl wird heute etwas später kommen, da er durch einen kleinen Unfall zurückgehalten ist. Ich bitte Sie, sich nicht zu beunruhigen, ehe die ärztliche Expertise dazu Veranlassung gibt."

Frau Stuart rührte sich nicht. Sie hatte den Mund geöffnet. Jetzt bewegte sie die Lippen, als sei sie taubstumm.

„Grund zur Unruhe," fuhr Guntram fort, „liegt, wie

gesagt, im Augenblick kaum vor. Allerdings muß ich Ihnen mitteilen, daß sich Ihr Herr Gemahl nicht mehr im Gericht befindet, sondern —"

Hier unterbrach Frau Stuart mit dem Aufschrei: „Er ist überfahren!" die Replik des Rechtsanwaltes, verließ ihn ohne Disziplin und rannte, alle Türen offenlassend, jammernd auf die Treppe.

Der Rechtsanwalt wollte hinterdrein, doch schon hatten sich mehrere Wohnungen geöffnet, die Nachbarn schraubten ihre fragenden Gesichter durch die Schlitze, einige hielten die Verwirrte auf und fragten teilnahmsvoll, was denn geschehen und ob ihr Mann tot wäre.

„Im Leichenschauhaus ist er!" schluchzte sie und setzte sich fassungslos auf eine Treppenstufe.

„Ist ja Unsinn!" ertönte scharf und ärgerlich die Stimme des Rechtsanwalts von oben. „Niemand hat was vom Leichenschauhaus gesagt. Nehmen Sie doch Vernunft an!"

Indem federte Frau Stuart empor, stolperte übereilt die Stufen hinauf, wo wachsgelb der alte Lembke stand, riß eine Jacke vom Nagel, zog sie in fliegender Eile über und wollte nunmehr endgültig auf die Straße.

„Wo wollen Sie denn hin?!" rief Rechtsanwalt Guntram hinterher.

Sie antwortete nicht.

Der Greis drehte sich zitternd zu ihm mit der Frage, was denn geschehen sei, daß die Emilie so schreie und davonlaufe.

„Nichts, was solches Lamento rechtfertigt," gab Guntram verstimmt zurück. „Beruhigen Sie sich wenigstens und sehen Sie zu, daß nicht noch mehr Unheil passiert."

Damit verließ er die Wohnung. Unten hatte Frau Stuart einen Polizisten ergriffen und unter Hinweis auf den Unfall ihres Mannes den Weg zum nächsten Krankenhaus, beziehungsweise zur Unfallstation zu wissen begehrt.

Ja, so einfach ginge das nicht, entgegnete der Polizist. Zunächst müsse man wissen, in welcher Straße der Mann denn überfahren sei.

In diesem Augenblick kam Rechtsanwalt Guntram vorüber, blieb stehen und sagte: „Immer mit der Ruhe, verehrte Frau. Sie sind durchaus auf dem Holzwege. Ihr Mann ist gar nicht überfahren. Er befindet sich im Irrenhaus."

Der Anstaltsarzt trug anfänglich Bedenken, Frau Stuart vor ihren Gatten zu lassen. Er habe, so antwortete er freundlich, noch keine sichere Diagnose gestellt. Man könne nicht wissen, wie diese Begegnung auf den Patienten wirken werde. Schließlich gab er den unermüdlichen Bitten der weinenden Frau nach. Unter Begleitung eines Assistenten erlaubte er ihr den Zutritt zur Zelle.

Diese Begegnung wirkte nicht nennenswert auf Justizsekretär Stuart ein. Anfänglich schien er seine Frau kaum zu bemerken. Als sie aber schluchzend vor ihn trat und herzzerreißend: „Otto!" rief, schaute er sie mißtrauisch an und murmelte etwas in seinen Bart.

„Was hat er gesagt?" fragte sie den Assistenzarzt.

„Nichts von Bedeutung. Er hält sich für erkältet und spricht viel vor sich hin, wenn er ruhig ist."

„Mein Gott!" sagte Frau Stuart, „hat er's denn mit der Tollwut?"

Der Arzt verneinte lächelnd.

„Erkennst du mich denn nicht, Otto? Wer hat dir denn was getan, daß du verrückt geworden bist?" klagte sie.

Statt einer Antwort hub der Kranke mit den Zähnen zu knirschen an, wobei rötlicher Schaum aus den Mundwinkeln trat.

Man führte Frau Stuart schnell hinaus.

Es vergingen Tage und Wochen, die erhoffte Genesung blieb aus. Die Ärzte wußten, daß bei Stuarts Erkrankung keine Heilung zu erhoffen war, doch Frau Stuart mochte von dem seligen Gedanken nicht lassen. Im Geiste erlebte sie oft den ersehnten Augenblick: Die Tür öffnet sich,

ihr Mann tritt lächelnd und gesund ins Zimmer, begrüßt sie, umarmt sie und spricht: „Emilie, nun ist die schwere Zeit vorüber. Jetzt bin ich gesund und freue mich wieder des Lebens.“ Daß es anders auslaufen, ihr Mann den Rest seines Lebens in der Irrenanstalt zubringen, sie ihr Leben lang von ihm getrennt sein sollte, erschien ihr umso unwahrscheinlicher, als er ja nie krank gewesen war. Es fehlten alle Voraussetzungen für eine solche Ausdehnung des Falles. Sie erinnerte sich keines Vorkommnisses, das sie schon früher darauf hätte hinweisen können. Fragte sie nun den Arzt, so antwortete dieser ausweichend. Man müsse abwarten, man brauche nicht gleich alle Hoffnung aufzugeben, sie solle sich in Geduld fassen.

Dieses ungefähr sagte auch der Pastor des Bezirks, den sie eines Sonntagnachmittags in der Bedrängung ihres Gefühls aufgesucht hatte. Nachdem er sie mit teilnahmvoll geneigtem Kopfe angehört, sprach er ihr Trost zu. Nicht sogleich könne der Mensch in wunderlichen, ja peinvollen Ereignissen Gottes Finger erblicken, oft sei der wahre Grund der Dinge lange verhüllt. Da müsse eben der Glaube helfen; der Glaube, daß schlechthin alles, was geschehe, nach höherem Plane geschehen sei. Was der Mensch leichtfertig unsinnig nenne, brauche darum mit nichten schon ohne Sinn zu sein.

Wirklich getröstet war Frau Stuart durch diese Deutung nur für die Dauer ihres Aufenthaltes bei dem Geistlichen, dessen milde Stimme, dessen trockener Händedruck ihr wohltaten. Und wenn sie des feinen Abgusses der Christusstatuette auf seinem Schreibtische gedachte, fühlte sie noch nachträglich Wärme und Friede sich über ihre Wirrnis breiten.

Daheim aber saß der gebrechliche Greis. Sagte „ja — ja“ oder „ach je“, hustete, war stets verschleimt und sichtlich angegriffen. Die milde Pastorenstimmung, in der sie Gottes Finger fast sichtbarlich glaubte erkannt zu haben, verflog wie das Bild einer Landschaft, die man lange durchfahren,

lange verlassen hatte. Wieder sah sie den jähen Einbruch bösen Schicksals in den mehr als zwanzigjährigen Frieden ihrer Ehe. Wie ein Raubtier hatte es sich über sie gestürzt und ihr den Gatten entrissen, dem sie Treue gewahrt und Liebe gegeben. Unfaßlich, diese grauenvolle Wendung.

Und es geschah, daß sie nachts erwachte, sich emporrichtete, in die Finsternis hinein nach dem leeren Bette tastete, glaubend, er läge nun wieder neben ihr. Doch da war nichts Lebendiges. Sie erschrak bis in die Tiefen über das mitleidslose Sein. Sie begann erneut über den Tod ihres Kindes Tränen zu vergießen und die Einsamkeit zu beklagen, welche sie jeder Stütze des Alters beraubte.

So sagte sie eines Montagmorgens, als sie eine schwere, traumverwirrte Nacht noch in den geröteten Augen trug, zu ihrem Vater: „Weiß Gott, ich wünschte, er wäre tot!"

Doch der Greis, welcher gerade mit zitteriger Umständlichkeit seinen gewohnten Kanaster in die Pfeife tat, stammelte erschreckt: „Du lästerst, Emilie! Gott bewahr' uns davor!"

Es war indessen auch ihm kaum klar, wovor Gott die beiden bewahren sollte. Meinte er damit den Tod seines Schwiegersohnes, so wäre Stuarts Ableben wohl für alle Teile ein Glück gewesen. Die Pension des Alten und die der Frau reichte knapp zum Nötigsten aus. Emilie mußte sich nach Arbeit umsehen, nähte und flickte oft bis spät in den Abend hinein.

Statt der von ihr im tiefsten Grunde stets erwarteten Wendung zum Guten trat nun eine böse Überraschung ein, die sie vor ganz neue Ausblicke stellte.

Ein jüngerer Kollege ihres Mannes, der, nebenbei bemerkt, sich nicht des besten Rufes erfreute, besuchte Stuarts. Er konnte wohl nicht den Mund halten und begann nach einigem Hin und Her von dem Ausbruch des Übels zu berichten. Zuerst redete er andeutungsweise drum herum, schließlich legte er sich keinen Zwang an, platzte mit allem, was er wußte heraus, versäumte nicht einmal unbedeutende

Einzelheiten wie zum Beispiel die gestrichelten Schatten in der Aktzeichnung. Weil ihm die ganze Geschichte Spaß machte und er vergaß, daß die Frau des Geisteskranken vor ihm saß, setzte er auch hinzu, die Zeichnung sei gar nicht einmal so schlecht gewesen. Rechtsanwalt Becker habe gesagt, wenn Stuart Zeichenlehrer statt Justizbeamter geworden wäre, würde man wohl heute noch nichts davon merken, daß er verrückt sei. Jedenfalls wäre dann die Aktzeichnung nicht so unangenehm aufgefallen. Die Akten allein hätten ihn verrückt gemacht, die könnten schon einen vernünftigen Mann aus dem Leim bringen. Und Assessor Sobernheim habe gesagt, das sei erotische Mystik: Kuckuck, Leier und nacktes Mädchen, das bedeute mehr als alle wüßten. Stuart sei erotischer Mystiker.

Dieser junge Mann rasselte das alles rasch hintereinander her, keinesfalls bemerkend, daß Frau Stuart ihren farblos gewordenen Kopf tiefer und tiefer neigte und leise zu schluchzen anhub. Als er gegangen, fiel sie weinend aufs Bett, ja geriet in einen fast apoplektischen Zustand, der ihren Vater befürchten ließ, sie werde auch dorthin geschafft werden müssen, wo der Schwiegersohn schon saß.

Diese Visite des jungen Berufskollegen zeitigte die unerfreuliche Folge, daß Frau Stuart über ihren Mann anders zu sprechen begann. Hatte sie ihn bisher überschwänglich gelobt, ihre Ehe als ungewöhnlich freudenreich geschildert (eine Ehe, in welche der Blitz aus heiterem Himmel wie in eine Eiche eingeschlagen habe), verhielt sie sich nun nachdenklich. Eines Tages versetzte sie ihrem Vater die heftig ausgesprochene Meinung, daß der Otto ein Schwein gewesen sei.

Der arme alte Mann brach unter dem Druck dieser Behauptung fast zusammen. Abwehrend stammelte er einige schlecht vernietete Sätze.

„Na, also ich weiß, was ich sage, Vater," nahm Frau Stuart wieder das Wort an sich. „Ein geheimes Schwein war er. Vor mir tat er lammfromm und dann ging er hin und zeichnete ein nackendes Weibsbild von der Straße."

„Aber wer sagt denn gleich von der Straße?“ verteidigte der Alte seinen Schwiegersohn.

„Na, vielleicht ist so eine, die sich zeichnen läßt, nicht von der Straße? Würde ich mich denn zu so was hergeben?“

Es war ersichtlich, Frau Stuart hatte die Eröffnungen des Amtskollegen falsch verstanden, falsch zusammengesetzt, eines nur zur Hälfte gehört, anderm doppelte Wichtigkeit beigelegt. Der alte Lembke aber zeigte sich nicht fähig, Wesentliches zur Klärung ihrer Ansicht beizutragen.

Darüber verging beträchtliche Zeit. Frau Stuart, die vordem ihren Gatten jeden Sonnabend besucht hatte, unterließ diese Wege und blieb gut vier oder fünf Wochen fort. Pünktlich schickte sie Geld, schickte auch gelegentlich Filzschuhe oder Zigarren für die Wärter, betrat indessen selber nicht die Anstalt. Sie hatte sich nämlich inzwischen umgetan und von der Gattin eines Heilgehilfen, mit der sie befreundet war, erfahren, daß solcherlei Wahnwitz, wie ihr Mann ihn getrieben, vielfach die Folge einer üblen Krankheit sei. Sie, Frau Stuart, täte gut, sich selber einmal vom Arzte untersuchen zu lassen.

Diese Eröffnungen erschütterten sie wie nichts zuvor. An ihre Krankheit glaubte sie nicht, aber daran, daß ihr Mann im geheimen ruchlose Dinge getrieben, daran konnte sie nach dem neuerlichen Tatsachenbefund nicht mehr zweifeln.

In diesen Tagen empfing sie den Besuch ihrer nunmehr verheirateten Nichte Frieda. Die beiden Frauen umarmten sich weinend. Alles wurde noch einmal durchgesprochen, nichts vertuscht, denn Frieda war kein Mädchen mehr. Sie hatte selbst manchen Einblick ins Leben genommen, mußte allerdings gestehen, daß etwas so Fürchterliches ihr noch nicht aufgestoßen sei. Besorgte sie doch gelegentlich, daß auch ihr Mann, dessen Heftigkeit sie mitunter erschreckte, eines Tages verrückt werden könnte. Die Tante hatte sie darüber unterrichtet, daß diese Krankheit sich nie vorher ankündige, sondern sich auf ihr Opfer stürze wie der Blitz auf die Eiche.

Und nun begann die Tante ihr umständlich und unter vielen Tränen zuzuraunen, was sie Scheußliches noch nachträglich habe hören müssen.

Frieda, anfänglich überrannt von der eindringlichen Beweisführung ihrer Tante, begann, sobald sie alles für sich überdachte, mißtrauisch dagegen zu werden. Freilich, freilich, das böse Protokoll! Aber, lieber Himmel, man könne das auch anders erklären.

„Ja, wie denn?"

Nun, das sei nicht so in drei Worten verständlich zu machen. Sie müsse das erst noch einmal durchdenken.

Frieda schien ihre eigene Meinung darüber zu haben, und, weil sie noch jung verheiratet war, noch um gewisse Dinge zu wissen, um die Alte manchmal nicht mehr wissen.

Schon am folgenden Morgen überraschte sie ihre Tante mit dem Wunsch, persönlich den armen Onkel in der Anstalt aufsuchen zu wollen.

Frau Stuart erschrak und war gleichzeitig glücklich über diesen Entschluß ihrer lieben Nichte, deren Haltung von der Klatschsucht der Nachbarinnen so überaus vorteilhaft abstach. Eine ganz zarte Hoffnung keimte auf.

Frieda ließ sich der Vorschrift gemäß zunächst beim Anstaltsarzt melden, der ihr die Versicherung gab, daß sie vom Patienten nichts zu fürchten habe. Er sei stets ruhig, sitze meistens am Fenster und habe ein besonderes Vergnügen an Wäscheinseraten in alten Zeitungen, die er ausreiße und sammle. Einstweilen lebe er in seiner Zelle allein. Die beiden Schlafkameraden lägen im Spital.

Der Wärter öffnete vor ihrem zaghaften Blick einen hellen, vergitterten Raum, in dem drei Betten, drei Stühle und drei Tische standen. Auf einem der Tische bemerkte sie Zeitungen.

Der Kranke saß abgewandt am Fenster. Als sie seiner ansichtig wurde, begann ihr Herz heftig zu klopfen.

Sie wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte und fürchtete sich ein wenig, als der Wärter sagte, daß sie langsam und

laut sprechen müßte, wolle sie von ihm verstanden werden. Trotzdem mochte das wohl nicht ganz stimmen; denn als Stuart seine welke, knöcherne Hand in der zitternden der jungen Frau fühlte, hellten sich seine Züge auf, seine starren Augen zeigten einen warmen Schimmer und in der Bewegung des Kopfes lag etwas vom Wiedererkennen.

„Guten Tag, Onkel. Wie geht es dir?" fragte sie.

Er sah ihr ins Gesicht, lachte ein wenig. Nach einer Weile sagte er leise und rasch: „Ja-ja."

„Geht es dir gut?" sprach Frieda langsam und lauter.

„Gut," antwortete er.

Der Wärter meinte, der „Alte" habe heute seinen hellen Tag. So viel sei nicht oft aus ihm heraus zu bekommen.

Frieda bemerkte mit Schrecken die Verfallenheit des Kranken, der mager und greisenhaft aussah. Mit einer hauchzarten und hilflosen Bewegung strich sie über seine Hand.

Stuarts Augen erweiterten sich, die Lider zuckten, deutlich flüsterte er: „Liebe Emilie." Er hielt sogar noch eine Weile den Mund offen, gleichsam als wäre er selbst erstaunt darüber, daß ihm soviel gelungen. Dann machte er eine merkwürdige Geste mit seiner wächsernen Hand und starrte seine Nichte an.

Frieda konnte sich einer jähen Rührung nicht erwehren, zog ihr kleines Batisttüchlein aus der Ledertasche und schneuzte sich. Wunderlich ergriff sie die wie in Ketten gehaltene Bewegung des Kranken. Es erschütterte sie ein Unbekanntes, vor dem jede Deutung versagte. Dumpf fühlte sie: hier strebte ein Gefühl aus seinem Kerker in freie Luft und war doch für die Zeit seines Erdenwandels versteinert zu stummer Gebärde.

Und von Mitleid mit seinem Lose ergriffen, entstieg ihr überraschend die Frage: „Möchtest du gern nach Hause, Onkel?"

Der Wärter legte den Finger auf die Lippen, Frieda mit mahnend erhobenen Augenbrauen ansehend.

Der Kranke schaute an ihr vorbei, weithin ging sein irrer Blick, dann nickte er leicht und erwiderte leise: „Ich möchte nach Hause."

Die junge Frau fühlte ihre Wangen feucht werden und das Kinn zucken. Sie reichte ihm die Hand hin, während sie mit abgewandtem Kopf sich auf die Lippen biß.

Hatte sie bisher die Anschuldigungen der Tante bezweifelt, so glaubte sie nun felsenfest an die Unschuld des Kranken. Er kam ihr wie ein Verirrter vor, der nach verzweifelter Wanderung im Gestrüpp aus vielen Wunden blutend heim begehrte. Ja, er mußte wieder in seine gewohnte Umgebung zurück, aus welcher er in irrem Wahn ausgebrochen. Bestimmt würde er gesund werden, wenn er sich unter Tante Emiliens Pflege befände. Nur die Sehnsucht nach seiner Frau hatte ihn krank gemacht.

So lief sie heim und breitete in leidenschaftlichem Eifer ihre Eindrücke vor Frau Stuart aus, die dadurch in einen wirren Strudel widersprechender Gefühle gestürzt wurde. Sie beschuldigte ihren Mann und dann sich selbst in einem Satze. Erklärte es für vollkommen ausgeschlossen, dieses „verrückte Schwein" wieder in ihr sauberes Haus aufnehmen zu können und pries schluchzend ihn als den Einzigen, der ihr in allen schwierigen Lagen ihres Lebens habe helfen können. Wenn er doch auch jetzt da wäre und ihr einen Rat gäbe.

Am nächsten Tage begab sie sich zum Anstaltsarzt. Zitternd vor Erregung trat sie vor ihn.

Was er riete, ob sie ihren armen Mann nach Hause nehmen dürfe?

Der Arzt wackelte mit dem Kopfe hin und her, spielte mit der linken Hand Klavier auf dem Tische und setzte das weiße Hörrohr an den Mund, als ob er blasen wolle.

„Ich will Ihnen jetzt was sagen, Frau Stuart, hub er nach einer Weile zu sprechen an, „wenn Sie ein großes Haus hätten, Dienerschaft, viele Zimmer und immer jemanden, der bei Ihrem Manne sein könnte, würde ich Ihnen raten:

nehmen Sie ihn nach Hause, versuchen Sie's. Nicht wahr? Nun haben Sie aber eine kleine Wohnung, gehen selbst auf Verdienst und können den Kranken nicht beaufsichtigen. Der springt Ihnen einmal aus dem Fenster, und dann haben Sie das Malheur. Nicht wahr? Sehen Sie."

Frau Stuart nickte.

„Ob er noch mal wieder wild wird?" fragte sie.

Der Arzt machte mit angehobenen Schultern eine Bewegung der Ungewißheit. „Ja, lieber Gott, Frau Stuart, das kann ich Ihnen auch nicht auf der Bibel beschwören. ‚Die Stillsten das sind die Wildsten' heißt es bei uns und in jedem Lammfell kann ein Wolf stecken."

Frau Stuart kratzte mit dem Schirm verlegen auf dem weißen Linoleumboden.

„Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?" fragte der Arzt.

„Sagen Sie doch, Herr Doktor, und ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie um so etwas frage, aber mein Mann hat doch im Landgericht eine Zeichnung von einem Weibsbild von der Straße —"

„Ja, ich weiß," unterbrach der Arzt, „was soll's damit?"

„Glauben Sie wohl, daß das alles, auch die ganze Verrücktheit von Otto von den Weibern kommt?"

Der Arzt lachte herzlich auf. Er faßte die kleine, farblose Person, welche in einem viel zu großen Hute vor ihm saß, begütigend an der Hand und versetzte mit vertrauensvollem Klang in der Stimme: „Meine beste Frau Stuart, da sind Sie auf ganz falscher Fährte. Ich will Ihnen mal was sagen: lassen Sie sich von dummen Nachbarn nicht die Ohren mit solchen Torheiten vollblasen, nicht wahr? Ihr guter Mann ist Ihnen nie treulos geworden, verlassen Sie sich drauf. Seine Erkrankung ist nicht Paralyse, sondern Paranoia. Die medizinische Wissenschaft ist heute imstande, jede Handlung des Menschen psychoanalytisch zu erfassen. Ihr Mann hatte sich mit Akten zu beschäftigen gehabt, was ihn assoziativ leicht auf einen Akt, das Bild eines nackten

Menschen, nicht wahr, führen konnte. Das ist die Deutung eines Zuges. So könnte ich Ihnen alles erklären, denn alles ist einfach zu erklären, hat aber mit syphilitischer Infektion, auf die Sie vermutlich hinauswollen, nichts zu tun. Nicht wahr? Na, sehen Sie."

Der Arzt erhob sich. Frau Stuart stand auf. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie sich wohl zu ihrem Manne führen lassen sollte, doch aus unklarem widrigen Empfinden entschied sie sich, heimzugehen. In der Diagnose des Doktors hatte sie irgend etwas verletzt, ohne daß sie hätte sagen können, was dies wohl gewesen wäre. Ihr Mann erschien ihr verkleinert, ja erniedrigt, obwohl er doch moralisch rein vor ihr stand. Sie begriff ihre seltsame Verwirrung nicht mehr.

Diesem Gespräche folgte eine schwere Arbeitswoche. Frau Stuart sagte sich am Morgen jedes Tages, ehe sie zur Arbeit ging: heute werde ich Otto besuchen. Doch wenn es Nachmittag geworden, fand sie stets eine Ursache, diese Vornahme aufzuschieben. Blieb der Sonntag. Am nächsten Sonntag wollte sie ihren kranken Gatten besuchen, morgens in die Kirche gehen und den Beistand Gottes erbitten. Nachts, als sie wieder einmal erregt aus grellem Traum fuhr, gedachte sie ihrer glücklichen Ehe, gedachte der Liebesjahre, Flitterwochen, ferner entschwundener Märchendinge. Die Augen strömten ihr über im ungewissen Wohin der Gegenwart, klar stand nur das Bild des Einsamen vor ihr, wie er sich nach seinem Weibe sehnte, am Fenster saß, alte Zeitungen studierte. Sie wußte, es würde nunmehr alles wieder gut werden, sie würde ins Krankenhaus kommen, seine Zelle betreten, ihn stumm anblicken, ihren Kopf in seine Hände betten. Leise würde er „liebe Emilie" sagen. Seine Sehnsucht wäre gestillt, ihre Einsamkeit vorüber. Hand in Hand würden sie vor den Anstaltsarzt treten und ihm sagen: obwohl wir arme Leute sind und nicht Dienerschaft und nicht viele Zimmer haben, wollen wir dennoch

beisammen bleiben. Mein Gatte, so würde sie sprechen, soll nicht mehr fern von mir in einer Zelle leben, sondern meiner Pflege teilhaftig werden. Wenn er weiterhin krank sein soll, so will ich die von Gott mir aufgelegte Bürde getreusam tragen. Doch niemals mehr getrennt! Sie weinte lange und schlief wieder ein.

Der Sonntag kam und mit ihm ein Kaffeebesuch, an den sie neulich nicht gedacht hatte. Schließlich konnte sie doch ihres Mannes wegen die Damen nicht wieder ausladen. Sie konnte es nicht und wollte es auch nicht, denn gerade ihr tat in dieser schrecklichen Einsamkeit und Öde ein wenig Zerstreuung bitter not. Der Kaffeebesuch verlief dann auch recht hübsch, aber als die Damen gegangen waren, setzte sie sich auf ihr Plüschsofa und fühlte ein schlechtes Gewissen vermischt mit ausgesprochener Traurigkeit.

Die Anstalt war jetzt schon geschlossen. Es hatte keinen Sinn mehr, einen Besuch zu unternehmen. Man konnte sich die Kosten der Straßenbahnfahrt ersparen. Das war nun der Sonntag Abend, auf den sie große Hoffnungen gesetzt hatte. Ein graues Tagesende. Draußen finsterer Januar, Frost, Wind und Schnee. Drinnen ein leeres Auf-der-Stelle-Treten. Im zerschlissenen Lehnstuhl saß der alte Lembke, ihr Vater. Ein völlig nutzloser, triefäugiger Greis, der stumm an seiner Pfeife schmatzte, obwohl sie erloschen war. Nun, er wollte Tabak sparen und darum nuckelte er an dem kalten Mundstück und schmatzte. Er hieß Lembke, und auch sie hatte einmal den Namen Lembke getragen. Der Name war verschwunden, nicht mehr ihr eigen. Die Zeit, der dieser Name angehört, war ebenfalls verschwunden und versunken, nichts von ihr zurückgeblieben außer einem alten Manne und ein paar Einrichtungsgegenständen, zum Beispiel einem silbernen Serviettenring, einem Trinkbecher, einer Photographie auf der Kommode. Emilie Lembke hatte sich in Nichts aufgelöst. Lange bestand dann eine Emilie Stuart, eine Frau Justizsekretär, die an der Seite ihres stattlichen Gatten die Achtung der Mitwelt genoß. War nicht auch

diese Familie Stuart verschwunden und versunken? Ihr Justizsekretär war der Achtung seiner Mitwelt verlustig gegangen, seitdem er diese entsetzliche Zeichnung, welche eine Verbindung von Akten und Nacktem herstellte, auf ein ernsthaftes Protokoll gezeichnet hatte. Sie war zurückgeblieben ohne Ansehen und Namen auf einer schmalen grauen Straße, die geradewegs in das schwarze Tor des Todes führte. Einst hatte auch ihr der Lenz geblüht und manch einer konnte von sich sagen, daß er tiefer in die Augen der jungen Emilie Lembke geschaut. Nun frostete der Winter vor der öden Stube, kein Vöglein sang mehr, aber der verschleimte Husten eines gebrechlichen Greises wies ihr den letzten Weg.

Plagte sie sich um dieses Lebens willen? Nein, um den Kranken. Damit er in Nummer 103 gefüttert werden konnte, darum plagte sie sich. Damit ihm die Erbsensuppe vom Barte tropfte. Damit er Wäscheinserate stückweise aus der Zeitung riß. Denn nicht einmal schneiden durfte dieses würdelose Geschöpf. Man gab ihm ja keine Schere, dem Herrn Justizsekretär. Konnte sich ja das Hälschen durchschneiden oder das Fingerchen ritzen. Und um diesen arbeitete sie! Hatte das einen Sinn? War das vernünftig, daß sie, Emilie Lembke, um einen solchen auf Arbeit gehen mußte? War das Gottes Güte, von der die Pastoren fabelten?

Die Augen schmerzten von Tränen, die Brust von verhaltenem Schluchzen. Sie wollte beten, doch wie sie leise vor sich hin das Vaterunser sprach, glaubte sie nicht daran, brach ab und sah im Geiste ringsum himmelhohe Wände in die dunkle Nacht aufsteigen. Vier steinerne Wände ohne Tür. Ein Schacht war das Leben, in den Gottes mitleidloses Auge blickte.

Der Vater erhob sich seufzend mit „ach je" und „ja-ja-ja." Belegt und räusperich fragte er, ob sie noch immer im Finstern sitzen wollte.

Wortlos erhob sich Frau Stuart, ging in die Küche, fiel weinend auf einen Holzstuhl. Die Tränen strömten, die

Hände, vor ihr Gesicht gepreßt, feuchteten sich vom heißen Salzwasser. Die Schultern zuckten.

Der Greis, ihre Rückkehr erwartend, stand unschlüssig im Dunkeln. Nun ging er schlurrenden Schrittes in die Küche. Da sah er die Zusammengesunkene am Fenster. Er nickte und schlich zurück. Im Flur stolperte er über einen Stuhl. Auf den setzte er sich und wartete geduldig.

Frau Stuart bereitete das Nachtessen. Sie hatte die Lampe entzündet, Brot, Wurst, Margarine und Bier auf den Tisch gestellt. Dann schnitt sie dem Alten seine Mahlzeit zurecht und häutete die Wurst.

Plötzlich kommt es ihr doch so vor, als raschle etwas an der Wohnungstür. Sie wendet lauschend den Kopf.

„Hast du was gehört?" fragt der Alte.

„Sei mal still," antwortet sie und lauscht wieder. Abermals kratzt und klopft etwas leise an der Außentür. Auch der Vater hört es nun.

Ihr kommt es ein bißchen unheimlich vor.

„Soll ich hingehen?" fragt sie.

„Geh man hin," winkt der alte Lembke.

„Ich guck vorher durchs Loch," sagt sie.

Der Greis bleibt zurück.

Er hört sie öffnen, hört sie aufschreien. Bleich erhebt er sich, will selbst zur Tür, da erkennt er im Korridor, in den das Licht aus dem Wohnzimmer fällt, seinen Schwiegersohn.

Otto Stuart steht da.

Er ist im Anstaltskittel, trägt aber ein Lodencape über den Schultern. Seine Augen sind groß auf die Frau gerichtet, in ihnen wächst ein linder Glanz auf.

Frau Stuart ist in trockenes Schluchzen ausgebrochen. Sie zieht ihn herein und schließt die Türen. Da steht er im Zimmer und dreht langsam den grauen Kopf ringsum. Inmitten des Raumes aber bemerkt er seinen Schwiegervater, das Tischmesser noch in der Hand, den Greisenmund geöffnet.

„Otto?“

„Ja, es ist Otto!“ schluchzt Frau Stuart.

„Wo kommst du denn her, Otto?“ fragt der Alte zitternd.

Stuart sagte kein Wort. Er läßt seine Augen über den Eßtisch wandern, sieht die alte Hängelampe an. Immer heller wird sein Gesicht.

Mit unsicheren Händen rückt ihm seine Frau einen Stuhl hin.

„Setz dich, Otto. Nein!“ unterbricht sie sich, „du mußt aufs Sofa. Komm, da, setz dich aufs Sofa. Iß was.“

Jetzt öffnet der Kranke den farblosen Mund.

„Sofa,“ sagt er und lächelt schwach.

„Ist nu zu Hause gut?“ fragt der Alte.

„Ist zu Hause gut,“ kommt es leise, aber deutlich von seinen Lippen.

Die Frau hört diese Worte und fühlt es wie Eiswasser über ihren Rücken rieseln. Nun begreift sie, daß Qual und Glück eines sind und daß der Augenblick gekommen, auf den sie so lange gewartet. Sie streckt die Hand aus und berührt die Rechte des Mannes.

„Bist nun wieder da, Otto.“

Er nickt.

Der Greis schiebt ihm Brot und Wurst hin, die Frau aber nimmt beides und macht ihm die Schnitte zurecht. Er sieht ihr zu, indem er durch sie in eine Leere schaut. Plötzlich nimmt er ihren Satz auf, senkt den Nacken, antwortet kaum hörbar: „Bin zu Hause, Emilie.“

Frau Stuart starrt ihren Vater an. „Er kennt mich noch,“ flüstert sie.

Der Greis beugt den Kopf über seinen Teller. Er verzieht den zahnlosen Mund zu einer seltsamen Grimasse und weint.

Auch Frau Stuart, die geschäftig dem Manne das Essen bereitet, fühlt, daß in einem fort heißes Wasser über ihre Wangen rinnt.

„Haben sie dich denn entlassen?“ erkundigte sie sich schließlich.

Stuart nickt.

„Brauchst nicht mehr da sein?"

„Nee," sagt er hart. „Nee, nee. Ich nicht mehr hin."

Sein Gesicht hat einen verbissenen und bösen Zug angenommen. Der rechte Mundwinkel zuckt.

„Haben sie dir denn was getan?"

Stuart schweigt.

„Sie haben dich wohl geschlagen?" poltert der Alte.

„Nee, nee," antwortet er eigensinnig, „ich geh nicht mehr hin."

„Bleib man hier und iß, Otto," beruhigt ihn seine Frau. „Hier ist noch ein Schluck Bier, und das ist gute Leberwurst. Iß, bist ja zu Hause, Otto."

Stuart führt mit unsicherer Hand das Brot zum Munde und beginnt merkwürdig umständlich zu essen. Er kaut langsam und ohne Geschick, so daß Teile des Brotes zeitweilig zwischen den träge sich bewegenden Lippen sichtbar werden. Dann hält er wiederum inne und starrt weltverloren auf irgend einen Gegenstand.

Frau Stuart aber ist ganz ruhig geworden. Die Bürde des einsamen Alltags liegt neben ihr. Es ist einer gekommen und hat sie sanft von ihren Schultern genommen. Sitzt da nicht wieder ihr Mann? Er kehrte nach weiter Reise heim, müde und narbig von vielen Gefahren, und ihn umgibt die Stille des Hauses. Über ihr Herz weht ein ängstliches Glück. Sie erlebt zum erstenmal die Seligkeit des Wiedersehens nach langem Fernsein. Sie weiß, was das heißt, eine „Ehe" und warum es notwendig, beisammen zu bleiben.

„Bist nun gesund, Otto?" fragt sie mit behutsam geneigtem Kopfe.

„Gesund," nickt er und setzt ein bekräftigendes, wenn auch etwas heiseres „ha —!" hinzu.

„Ja, ja," lacht der Alte, „das glaub' ich. Bleib man hier, Junge. Haha." Sein Lachen klingt trocken. Er macht auch gleich ein ängstliches Gesicht, als fürchte er, dafür gescholten zu werden.

„Emilie?" fragt Stuart, reckt seinen aderigen Hals mit dem vorstehenden Adamsapfel aus dem Kittel und richtet langsam den müden Blick auf seine Frau, „Emilie, hat Wulle die Akten hergeschickt?"

Frau Stuart erschrickt leicht. Betreten versetzt sie: „Ich weiß nicht, Otto; welche Akten?"

Stuart greift zum Bierglas und trinkt einen guten Schluck, wobei ein wenig über seinen Bart fließt und den Anstaltsanzug benetzt.

„Welche Akten, Otto?" fragt nun auch der Alte.

„Na, Wulle ..."

Frau Stuart fällt jene Zeichnung ein. Ärger und Scham machen sie trotzig: „Was willst du denn mit den Akten? Willst wohl wieder ein Weibsbild reinzeichnen, was?"

Stuart sieht ihr mit einem Blick des Unverstehens ins Gesicht und sagt: „Das Bier ist fesch."

Der Greis stößt einen heiseren Laut aus. Er gibt dem Schwiegersohn einen leichten Puff in die Seite: „Siehste, das Bier schmeckt ihm."

In dem Augenblick schlägt die Uhr an der Wand dürr und tonlos neun.

Stuart erhebt schreckhaft den Kopf.

„Ja, erkennst du denn deine alte Uhr nicht mehr wieder?" fragt die Frau.

Er nickt mehrere Male, verworren vor sich hinflüsternd.

Frau Stuart erhebt sich.

„Nun will ich dir man dein Bett machen, Otto," sagt sie, „du bleibst doch nun all wieder hier, was?"

Er zeigt eine ängstliche Miene. Äußert sich nicht weiter dazu.

„Ja, so ist es," antwortet statt seiner der alte Lembke.

Frau Stuart geht. Die beiden Männer sitzen allein im Zimmer. Jeder in einer Ecke des breiten Plüschsofas.

Der Greis schaut verlegen auf seinen Schwiegersohn. Nun, wo die Emilie nicht mehr da ist, fürchtet er sich ein wenig und weiß doch nicht, wovon er sich fürchtet. Besser, die Emilie wäre nicht hinaus gegangen, denkt er. Warum

schweigt denn dieser da so beharrlich? O mein, der ist gewiß noch nicht ganz richtig im Oberstübchen.

Plötzlich sagt Stuart, indem er schräg den Kopf zur Wand wendet: „Kalte Luft."

Der Alte schaut auf: „Wo denn? Die Türen sind ja zu."

Stuart drückt sich fröstelnd in eine Ecke. „Kalte Luft von draußen," murmelt er.

Der Alte wartet noch einen Augenblick, sieht unschlüssig zu Fenster und Tür, dann, als Stuart schweigt, nimmt er, um ihn zu beschäftigen, ein kleines Kontobuch vom Bord. In dieses Büchlein pflegt seine Tochter stets die Ausgaben einzutragen. Er schiebt es ihm aufgeschlagen hin.

„Da siehst du, was dein Leben in der Anstalt teuer ist. Ist kein Spaß, das alles zu bezahlen."

Stuarts Augen irren suchend über den Tisch. Er entdeckt das Buch, schlägt es auf und blickt hinein. Doch hält er es nicht gerade, sondern schräg, so daß er kaum lesen kann, was seine Frau darin eingetragen hat. Augenscheinlich ist es ihm auch nicht um die Kenntnis der Ausgaben zu tun, sondern um etwas andres. Er greift zum Bleistift, welcher sorgfältig in einer kleinen Hülse am hinteren Buchrande steckt, zieht ihn heraus und schreibt mit schiefen zerflatternden Schriftzügen quer über die Seite: „Sache Lewin gegen Fischer. Draußen zieht Welt. Emilie. Dein Ott."

Nachdem er das geschrieben, läßt er den Bleistift fallen. Sein Antlitz, bisher gespannt, fast erschreckt, nimmt eine gewisse Befriedigung an. Er schaut milde und freundlich.

„Was hast du denn geschrieben?" fragt der Schwiegervater und beugt sich über das Buch.

Da betritt seine Frau das Zimmer, und der Vater atmet auf.

„So, nu ist dein Bett gemacht. Kannst wieder zu Hause schlafen. Ist doch besser so, was?"

Stuart lacht vor sich hin.

Emilie bemerkt seine aufgehellten Züge und freut sich darüber. Sie geht zu ihm und ergreift seine Hand.

„Je, was bist du dünn geworden, Mann. Die haben dir wohl nichts zu essen gegeben, was? Das ist eine Gemeinheit. Dafür habe ich schweres Geld gezahlt, daß die dich haben hungern lassen. Na, damit ist nu Schluß."

„Schluß," bekräftigt Stuart.

„Ist gut, Mann; komm jetzt." Sie stützt ihn leicht, weil er während des Aufstehens ein wenig schwankt. Doch dann, als sie ihren Arm unter den seinen geschoben, schreitet er sicher. So betreten sie das Schlafzimmer.

„Kannst du dich wieder alleine ausziehen?"

Stuart nickt und läßt sich auf einen Stuhl fallen. Immer noch ist sein Gesicht freundlich, ja lächelnd ins Leere gewandt.

„Ist es hübsch, daß du nu wieder zu Hause bist?"

„Ha," antwortet er ohne Ton. Das Lächeln bekommt ein gefrorenes Gepräge wie bei einer Maske. Emilie merkt es nicht, freut sich seiner Fröhlichkeit und spricht: „Du mußt nicht denken, daß ich deshalb nicht in die Anstalt gekommen bin, weil ich dich vergessen hatte, Otto. Das mußt du nicht denken." Sie rückt den Stuhl neben ihn, faßt seine Hand und atmet tief auf. „Nein, das mußt du nicht glauben. Was die aber auch alles gequatscht haben! Die Ohren haben sie mir voll geblasen, du hättest es mit den Weibern gehabt. Aber der Herr Doktor hat gesagt, das mit der Zeichnung von dem nackten Weibsbild sei nämlich ganz anders zu verstehen. Er hat es mir wissenschaftlich erklärt, ich weiß es so nicht mehr genau also wie das ist. Du wirst's ja besser wissen. Nee, Otto, ich hab's nicht leicht gehabt hier. Du hast auch was ausgehalten, gewiß, aber ich hab's noch schwerer gehabt. Und dann: was glaubst du wohl, was einen die Leute angucken, wenn sie wissen, der ihr Mann ist verrückt geworden? Ach, du lieber Gott, die tun ja gerade so, als wär's m e i n e Schande, als hätt' ich's auch schon im Kopfe. Heute die Frau Kirsch, also ich erzähl' nur ein Beispiel, die Frau Kirsch hat gefragt und dabei immer so an ihr Herz gefaßt, wie sie immer tut, weißt du? Hat an ihr Herz gefaßt und

gefragt: Haben Sie denn gar keine Beschwerden, Frau Stuart? Mein Mann, der verstorbene Hofschauspieler, hat gesagt, am meisten sei der zu beklagen, welcher zurückbleibe. Und dann hat sie von ihrem Mann gequatscht und daß der sie auch zurückgelassen habe in der Einsamkeit und daß er ihr nachts manchmal erscheine. Richtig erscheine als wie ein richtiges Gespenst. Die ist ja verrückt. Darum will sie auch aus ihrer Wohnung 'raus, hat sie gesagt, und ob ich nicht 'reinziehen wolle. Sie ginge an die See und eröffne ein Hotel oder eine Pension oder so etwas, in dem nur die allerfeinste Gesellschaft verkehrt. Ach, was hat die alles gequatscht, Otto, nee, ich weiß nur noch die Hälfte von allem. Dann hat sie gefragt, ob du schriest. Ihr Mann, der verstorbene Herr Hofschauspieler habe gesagt, bei Schreiern ist die Hauptsache guter Stuhlgang. Das übrige regelt sich dann schon alles von selber. Ob du guten Stuhl hättest. Na, nu bitte ich dich! Und dann hat sie gleich weiter gequatscht von ihrer Wohnung und daß sie jeden Dienstag und Sonnabends die Wände abstaube. Wer in ihre Wohnung einzöge, der käm' in ein Himmelreich. Ach, ich hab's gar nicht mehr anhören können. Die ist ja hysterisch, meint Frau Kieferstein, und wenn sie lange spricht, dann riecht sie auch richtig, als sei sie nicht gesund. Mit solchen Frauen muß ich mich nun 'rumplagen. Ich hab' immer gesessen und gedacht: ‚da wartet der Otto auf mich, und du mußt hier bei der hysterischen Kirsch und der alten Pimme und der dicken Kieferstein sitzen und ihnen deinen guten Kaffee geben, und dein Otto der hat nichts Rechtes zu essen.' Das habe ich immer gedacht, wahrhaftig. Aber willst du glauben, Otto, die gingen ja nicht fort! I wo. Na nu frage ich: was soll man denn als alleinstehende Frau machen, wenn sie nicht fortgehen? Siehst du, Otto, so ist das nu gewesen, und du darfst mir nicht übelnehmen, daß ich so lange nicht in die Anstalt gekommen bin. Und nu, da bist du nu selber gekommen, per pedes Apostolorum, was? Hahaha. Daß du auch den Weg gefunden hast? Bist du mit der Straßenbahn gefahren?

Nicht? Die Doktors hätten dir auch ein paar Groschen mitgeben können für die Bahn."

Stuart hatte wohl auf seine Weise diesen Eröffnungen gelauscht, doch mit eins senkte er sanft seinen Kopf an Emiliens Schulter. Die Augen schlossen sich.

Sie erschrak ein wenig, erkannte indessen gleich, daß er nur müde geworden, nickte ihm freundlich zu, meinend, daß dies gewiß verständlich sei nach dem langen Wege.

„Komm," schloß sie ihren Satz. „Wir gehen schlafen."

Stuart nestelte an seinen Kleidern.

„Wart ich helf' dir. So, siehst du, das geht gleich rascher. Bist müde, Alterchen, ja, das versteht sich. Wer von so einer Reise kommt, der ist müde. Mir ist immer als kämst du von einer langen Reise. Warst weit weg gewesen in der Welt, hast andre Länder und Sitten gesehen und gar nicht mehr an deine Emilie gedacht. Nee, nee nicht ‚nein' sagen, das ist schon so, wenn ein Mann auf die Reise geht, dann schlägt er gleich wie ein junges Füllen aus. Dann guckt er gern mal andern Frauen vorn herein, na, ich nehm's nicht übel, das ist so heute in der Welt. Früher war das anders. Die Frieda erzählte mir, ihr Mann sei eigentlich wirklich gut zu ihr, aber alle vier Wochen da geht er los, da sauft er sich einen in die Krone und führt Reden, daß Gott sein Antlitz abwenden würde, wenn er das hörte. Und dann sind sie einmal nach Hamburg gereist, da gab's eine Revue. Und was soll ich dir sagen: da sind doch richtig nackte Mädchen aufgetreten! Jawohl, so ist das jetzt in der Welt. Zu unsrer Zeit war's, Gott weiß, anders. Und da hat Friedas Mann gesagt: du Frieda, ich gucke doch immer durchs Opernglas, die eine kenne ich, das ist Emmi Spindler oder so ähnlich, ich weiß nicht mehr, ob sie Spindler oder Schindler hieß. Also nun denke mal, das war eine Frühere von ihm. Ja! Und das hat er ganz so mir nichts dir nichts seiner Frau gesagt, daß er so eine früher gehabt hat! Was sagst du dazu?"

Stuart antwortete auch auf diese Erzählung nicht. Indessen fiel das Schweigen seiner Frau nicht auf. Vielmehr

wurde sie zusehends vergnügter, da sie sich verstanden fühlte und im leichten Geplauder der Last ihrer Einsamkeit ledig wurde.

Inzwischen war sie keineswegs träge, sondern um ihren Mann eifrig bemüht. Sie löste seine Stiefelschnüre, bemerkte aber, nachdem sie die Schuhe ihm vom Fuß gezogen, daß seine Strümpfe arg zerrissen waren.

„Was?“ schalt sie, „nicht einmal das können die Leute in der Anstalt? Nicht mal die Wäsche dir in Ordnung halten? Na, dafür zahl' ich nicht mehr mein teures Geld. Das ist ja eine schöne Wirtschaft in solcher Anstalt. Ich gebe deinem Wärter Zigarren und alle Monate eine Mark Trinkgeld, und er läßt dich herumlaufen, daß alle zehn Zehen schier herausgucken. Wer näht euch denn die Knöpfe an?“

Stuart fühlte sich angesprochen, zuckte zusammen.

„Tut das bei euch eine Frau?“

Er nickte.

„Eine hübsche Wirtschaft. Das nennt man Ordnung. Ich geh morgen zum Herrn Doktor und öffne ihm die Augen über diese Ordnung. An der Wollweste fehlen auch zwei Knöpfe. Nu sage bloß, wo sind die Knöpfe? Hast du sie in den Taschen?“

Stuart antwortete nicht.

Seine Frau untersuchte die Taschen der Weste und schüttelte den Kopf.

„Ist ja nicht wahr. Möchte wissen, wo du deinen Kopf hast. Sind gar nicht in den Taschen. Keine Rede. Wenn so ein Knopf abgeht, dann steckt man ihn in die Tasche, wenn nicht Garn und Nadel zur Hand ist. Früher wäre dir das auch nicht unterlaufen, Otto. Wenn du aber bei den Leuten in der Anstalt Schlamperei gelernt hast, dann sage ich dir nur gleich, daß es so was bei mir nicht gibt. Wo wollte ich mit meiner Wirtschaft, meinen Nähereien und meiner Aufwartung hinkommen, wenn ich nicht Ordnung hielte. Wo wollte ich das Geld für dich her verdienen! Was glaubst du wohl? Vom Himmel fliegt nichts. Der Mensch, der sich

nicht ordentlich hält, soll nur alleine seinen Kram zusammen verdienen. Wie wird's denn jetzt überhaupt mit dir? Gehst du wieder aufs Gericht zurück?"

Stuart hob die Augenbrauen, bewegte den blassen Mund. Man konnte die Laute für ein undeutliches Ja halten.

„Hast du denn gleich wieder mit den dummen Akten zu tun?"

Er sagte nichts.

„Ich frage, weil du vorhin sagtest, Wulle habe Akten hierher geschickt. Es ist nichts angekommen. Wirst du denn wieder mit den schweinischen Akten zu tun haben? Was? Nu sag mir bloß, warum hast du damals das Weibsbild drauf gezeichnet? War das eine aus den Terminen?"

Ehe indessen Stuart sich hätte anschicken können, die Fragen seiner Frau zu beantworten, erschreckte sie ein heftiges Klingelzeichen. Sie fuhr empor, als hätte sich etwas Schlimmes ereignet. In ihr Bewußtsein trat jäh die richtige Verknüpfung der Ereignisse. Sie öffnete die Tür zum Eßzimmer. Da stand ihr Vater unter der Lampe, zur Tür blikkend, horchend.

„Wer kann denn so spät noch kommen?" fragte sie.

Schweigen.

Wieder klingelte es, gleichzeitig wurde nachdrücklich geklopft.

Frau Stuart fühlte ihre Knie unsicher werden. Da erblickte sie, sich umdrehend, in der Tür zum Schlafzimmer ihren Mann. Er stand im Hemd, grauenvoll verfallen aussehend. Sein aufgerissener Blick enthielt nichts außer der Leere, welche sie stets umgeben hatte, als er noch nicht bei ihr war.

Da begriff sie alles. Ging und öffnete.

Zwei Wärter.

„Sind Sie Frau Stuart?" erkundigte sich der größere ohne Gruß mit strenger Amtlichkeit.

„Wollen Sie ihn denn holen?" fragte sie leise. „Er kann doch bei uns bleiben. Er tut ja keinem was."

„Darüber haben w i r zu bestimmen, Madame, nicht Sie," gab der Amtliche mit unangenehmem Lächeln zurück.

„Der ist gemeingefährlich, Frau Stuart," setzte der kleinere versöhnlich hinzu.

„Was hat er denn getan?"

Statt aller Antwort drängten die Männer sie beiseite, ja der strenge Wärter öffnete sogar ohne weiteres die Tür zum Eßzimmer. „Ist er da drin?"

Der andre breitete die Zwangsjacke aus, welche man, wenn nötig, dem Irren anlegen wollte. So traten sie ein. Hinter ihnen mit wächsernen Zügen Frau Stuart. Zitternd fühlte sie, daß ihr grausames Unrecht geschah. Doch gab es keine Wehr gegen den Staat, der roh in den Frieden ihres Hauses einbrach.

Jetzt sah auch Stuart die Wärter. Er keuchte hörbar und kurzatmig. Sogar seine Zähne schlugen ein paarmal aufeinander. Frau Stuart begann hilflos zu weinen.

„'n, abend, Meister, na? Wie geht's?" fragte der Große anscheinend vergnügt.

„Ach bitte, bitte, meine Herren," flehte Frau Stuart. „Bitte, bitte liebe Herren. Lassen Sie ihn doch hier! Ja? Lassen Sie ihn doch bitte bei mir, meine Herren!"

Nunmehr tritt der alte Vater zwei Schritte vor. Seine entzündeten Greisenaugen mit den hängenden Rändern starren auf die Wärter.

„Was wollen Sie denn hier?" fragt er langsam.

„Immer friedlich. Wir wollen Sie ja gar nicht stören, Papachen," wehrt der Große ab. Und zu Stuart: „Na, wie steht's nun, kommen wir freiwillig, Herr?"

Die Knie des Kranken beginnen zu schlottern. Er tastet sich ins Schlafzimmer zurück.

„Lassen Sie ihn doch wenigstens sich anziehen!" begehrt Frau Stuart verzweifelt auf. „Er kann doch nicht kahl auf die Straße."

„Regen Sie sich nicht auf, Frau," begütigt sie der Kleine. Der andre Wärter geht auf Stuart zu.

„Was hat er denn getan?“ schreit sie, sich dazwischen stellend.

„Der hat Nummer 24 eins ausgewischt, das war nicht von Pappe. Dann ist er holterdipolter 'raus aus die Anstalt. Schlau hat er's angefangen.“

Frau Stuart stiert die Männer an: „Jesus! Hat er jemand totgeschlagen!?“

„I wo, totgeschlagen ist nicht, Frau Stuart. Treten Sie man beiseite, wenn ich jetzt bitten darf.“ Er breitet die Zwangsjacke aus und versucht hinter Stuart zu kommen, der im Schlafzimmer verschwunden ist.

Jetzt hebt der Greis seine zitterige Hand. „Emilie,“ röchelt er, „das brauchst du dir nicht gefallen zu lassen. Schmeiß doch die Männer 'raus!“

„Stille, Meister!“ ruft der erste Wärter aus dem Schlafzimmer, „immer ruhig geblieben. So, sehen Sie, das geht alles ganz gemütlich.“

Auch der Kleine ist im Schlafzimmer verschwunden: „So nun können Sie Ihren Mann anziehen, Frau Stuart,“ sagt er und beugt seinen Kopf vor, „kommen Sie man, der tut Ihnen jetzt nichts.“

Der Kranke, von den Männern kunstgerecht angepackt, ließ alles ohne Widerstand geschehen. Schlaff hingen seine Arme. Er rührte kein Glied mehr. Frau Stuart aber suchte seine Sachen hervor und kleidete ihn an, wobei der eine Wächter ihren unsicheren Fingern mit kleinen Handreichungen zu Hilfe kam; sie tat alles geschäftig und gehorsam, während die Tränen über ihre Wangen flossen und sie alle Augenblicke innehalten mußte, um sich zu schneuzen.

Dann gingen die zwei mit dem Kranken davon.

Er wandte nicht den Kopf, sondern blickte bleiern zur Erde. Nur als er die Schwelle des Eßzimmers überschritt und die Uhr zehn klanglose Schläge anpochte, hob er mit seltsamem Blick den Nacken und sah dorthin, wo ihr gleichmäßiger Pendelschlag den staubigen Weg durchs Leben wies.

Frau Stuart führte die Männer hinunter, schloß die

Hauspforte auf. Ihr Mann wurde in den Wagen geschoben, die Tür schlug zu, der Wagen fuhr ab, verschwand.

Danach kletterte sie die Stiege wieder empor und trat ins Zimmer. Als sie ihren Vater schief im Raume stehend vor sich sah, fiel sie ihm aufschluchzend um den Hals.

Der Alte schwankte ein wenig, wußte sich indessen zu halten. Ja, er hob sogar seinen müden Arm und strich mit ungelenker Bewegung übers angegraute Haar seiner Tochter.

„Nu ist er doch noch mal wiedergekommen, siehst du? Ist richtig gekommen, Emilie. Das war schön von ihm.“ Er sagte es leise, und über seine Worte legte sich der Schimmer einer matt aufleuchtenden Liebe, die unter Staub und Ruß des Lebens stumpf geworden war.

Das Ehepaar Boßt

In einem von mir nie betretenen Stadtviertel, fand ich ein Haus, das mir durch seine Farbe auffiel. Während alle Häuser dieser Straße grau, schmutzig, allenfalls ein wenig aufgekalkt und angetüncht aussahen, trug dies grelle Farben mit dem Stolz einer gewöhnlichen Frau, die sich Sonntags auffallend angezogen hat.

Die Fassade war hellgrün, doch das Putzwerk über den Fenstern feuerrot. Die Fensterrahmen selbst konnten gelb sein. Verdutzt hielt ich meinen Schritt an und betrachtete den Bau.

Während ich noch stand, huschte eine Dame an mir vorüber und sagte: „Gehen Sie nur hinein, Sie werden schon auf Ihre Kosten kommen."

Gleich darauf verschwand sie in einem ärmlichen Portal, über dem ein Schild „Kabarett zum goldenen Kater" mit großen Buchstaben Vergnügungssüchtige locken wollte.

Ich beschloß, meinem wunderlichen Spaziergang, der mich vor dieses Haus geführt, den Sinn zu geben, welchen der Zufall anpries und ging hinein.

Da war ein Saal mit Tischen. Und eine Bühne war auch da, durch einen roten Vorhanglappen mit zerschlissener Goldborte den Blicken der Zuschauer einstweilen entzogen.

Die Luft hatte man schon angeräuchert. Sie wogte warm, von Bierdunst erfüllt. Hie und da saßen Menschen. Die Menschen sahen nicht aus, als ob sie sich amüsieren wollten, sondern als ob sie gekommen wären, um sich vor dem Leben zu verstecken, weil es sie unnötig quälte und verfolgte.

Ein Kellner stellte sich vor mich hin, stäubte mit der befleckten Serviette den Tisch ab, während er gleichzeitig einen Bierfilz vor meinen Platz schob. Dann wartete er auf meinen Befehl, mich leer anblickend.

Ich bestellte ein kleines Getränk. Doch weil er in diesem

Augenblick sich mit der Linken auf den Tisch stützte, konnte ich bemerken, daß sein Zeigefinger fehlte. Statt dessen befand sich eine runde, narbige Beule an der Hand. Er zog die Hand rasch fort, ergriff die Serviette, schwenkte sie und ging.

Das war der Kellner.

Ich bin, bemerkte ich voller Verdruß, in sentimentaler Verfassung. Was geht mich der gewesene Zeigefinger eines Kellners an? Warum sinne ich ihm nach? Denn wirklich, es war so weit gekommen, daß ich bereits überlegte, in welcher Schlacht oder Maschine er seinen ehemaligen Zeigefinger gelassen haben könnte. Ich war so weit herunter gekommen, daß ich mir Situationen ausdachte, in denen der Mangel dieses Fingers empfindlich fühlbar für den armen Mann sein konnte.

Darüber begann ein Klavier zu lärmen und eine Geige zu krähen.

Und Menschen kamen. Nicht viele. Leute, die für Augenblicke sich hinter einem Mauervorsprung versteckten, um dem Alltag auszuweichen. Doch der Alltag erfaßt sie wie ein Polizist und trägt sie wieder zurück in ihren Kreis. Sie haben daheim eine verhärmte, alternde Frau mit verbrauchtem Leibe und Klatschsucht in Mund, Augen und Händen. Sie haben gegen die Frau nichts als den Haß auf das Ewig-Bekannte, welches nichts mehr enthält, als was es stets enthielt. Dieser Frau laufen sie davon mit einem Mädchen von der Straße. Nichts sonst. Sie wollen kaum mehr, als den Reiz des flirrenden, flimmernden Unsichtbaren spüren. Der Reiz wäre fort, wenn sie das Mädchen entkleideten, doch wie es neben ihnen sitzt, mit blecherner Stimme lacht, die Worte „Puff", „Komm mit", „Bett" sagt, tritt eine Hoffnung in ihr Blut, daß hinter dem Ewig-Bekannten das Gekicher der Hexen, Dämonen und Teufel zuckt. Daß es Engel gibt und Verdammte und daß ein Gott hinter der Welt thront, der, wenn er nur wollte, wenn er nur wirklich einmal wollte, alle Büros und alle Chefs und alle

Telephonleitungen sofort zerstören könnte. Auf der Stelle! Sonst glauben sie dies nicht, doch solange das Mädchen mit dem geschminkten Gesicht neben ihnen sitzt, pocht solcherlei mystischer Unsinn in ihrem Blute.

Das denke ich vor mich hin, streiche es indessen gleich wieder aus. Es ist nichts wert. Vergessen wir's.

Indem bemerke ich am Tische rechter Hand eine Dame sitzen. Es ist Lissa. Sie kennt mich, wir begegneten uns einmal in einer verrückten Nacht. Fünf Minuten lang kochte ich über ihrem Feuer, danach war alles vorüber. Ein bläulicher Papierlampion brannte in jener Stunde ab. Es klopfte jemand an eine Tür, trat ein, riß den Mund auf. Gleich darauf sprang er aus dem Fenster. Lissa aber lächelte und flüsterte immerzu ein Wort, das ich nicht verstand. Eine verrückte Nacht. Der Mensch, welcher aus dem Fenster gesprungen war, saß bald darauf unten in einem Lokal. Der Sprung hatte ihm nichts anhaben können. Ich setzte mich zu ihm, und wir betranken uns. Lissa lag derweil oben im Bett, rauchte Zigaretten und aß Konfekt aus einer Schale.

Jetzt sitzt sie hier.

Ich ziehe meine Brille aus einem Futteral, putze die Gläser, setze sie auf und blicke zu Lissa hinüber.

Ach Gott, es ist ganz jemand anders. Keine Spur von Lissa.

Meine Sentimentalität bringt mich in gelinde Wut gegen mich selber. Wie langweilig wird dieser Abend hingehen in meiner eigenen Begleitung! Wie uninteressant sind mir meine längst bekannten Dialoge! Doch warum erwarte ich mehr? Dies ist das Leben, o Freund. Nichts andres als Variationen auf zwei, drei Grundthemata. Schaut man genau hin, bemerkt man, daß es von einem gewissen Alter ab nichts „Neues" mehr gibt. Man kennt sich, man weiß, wie viel und wie wenig man von sich noch zu erwarten hat. Man spannt sich auf nichts mehr. Wer klug ist, kann aus dem vorhandenen Ich und den gewesenen Stationen das Zukünftige unschwer berechnen. Ich philosophiere darauf los und trinke Grog dazu.

Der Wirt des Kabaretts geht langsamen Schrittes an den Tischen vorbei, die Gäste mit stereotyper Verbeugung begrüßend. Auch vor mir verbeugt er sich. Guten Abend. Ich wünsche ihm einen guten Abend.

Wieder beginnt die Musik zu trampeln. Der Vorhanglappen wird ruckweise zur Seite gezogen. Man sieht einen, in der Zugluft leicht wehenden Gartenprospekt. Rechts und links schwankende Bäume, deren Kronen in Netzen hängen.

Ein Herr im Zylinder erscheint, wirft den Zylinder in die Luft, fängt ihn mit dem Kopf auf, sagt etwas Witziges, worüber jemand lacht. Danach kündigt er eine Tänzerin an.

Die Tänzerin wird sichtbar. Es ist eine dürftig beflitterte Person, welche zwischen ihre Zähne eine Papierrose geklemmt hat. Klavier und Geige kreischen einen Walzer. Sie stützt einen Arm in die Hüfte, schreitet kokett, dreht sich ein paarmal um, wagt sogar einige Sprünge.

Ich denke, während jene es sich oben wohl sein läßt, über den Unstern nach, der mich hierher geführt hat, und entdecke ihn im Zuruf jener Dame: „Gehen Sie nur hinein, Sie werden auf Ihre Kosten kommen." Aus reinem Trotz fasse ich den Beschluß, auf diese Dame zu warten und dann demonstrativ den Saal zu verlassen.

Inzwischen betreten neue Gäste das Lokal. Eine Gesellschaft von Männern und Mädchen, die sich von einem Alten freihalten lassen. Dafür nennen sie ihn ‚Onkelchen', und die Mädchen puffen ihn kichernd in die Seite.

Die falsche Lissa sieht jetzt zu mir herüber. Flüchtig erwäge ich, ob ich meiner tödlichen Langeweile einen Gnadenstoß geben und mich neben sie setzen soll.

Da kündigt der Herr, nachdem er seinen Zylinder in die Luft geworfen, einen Taschenspieler an. Er spricht noch dies und jenes im Bestreben, Humor zu verbreiten. Einer aus Onkelchens Kreis richtet an ihn die Aufforderung, statt des Zylinders doch einmal seinen Kopf hochzuwerfen und wieder aufzufangen.

Da weiß er nicht, was er antworten soll und geht fort.

Er kann nur dieses eine Kunststück; wer es ihm nimmt oder ihn darob verhöhnt, der kränkt ihn.

Der Taschenspieler, eine feiste Figur in kurzen schwarzen Galahosen, sonnt sich im Wohlwollen eines nicht vorhandenen großen Publikums. Er lächelt geschmeichelt nach allen Seiten, läßt eine Karte in seiner Wade verschwinden und entnimmt sie mit bedeutender Geste seiner Nasenspitze. Nach jedem Kunststück verbeugt er sich metertief. Dann ersucht er die verehrten Anwesenden, selber mitzuwirken, ihn zu kontrollieren. Anfänglich wagt sich keiner aufs Podium. Da wendet er sich ohne Umschweife an einen Jüngling in braunem Anzug und mit roter Krawatte. Dieser besteigt nun das Podium. Dumm grinsend steht er oben, während der Zauberer auch aus seiner Nase eine Karte zieht und sie obendrein herum reicht. Es ist Coeur-As. Darüber wird viel gelacht.

Besonders laut lacht Lissa. Ein Herr hat sich zu ihr gesetzt. Er fragt sie, ob sie nicht auch hinauf gehen und sich ein Coeur-As aus ihren roten Lippen ziehen lassen wolle.

„Kann sein," antwortet sie und saugt tief den Zigarettenrauch ein.

Nach einigen effektvollen Manipulationen empfiehlt sich der Zauberer.

„Der war gut," sagt Lissas Herr.

„Sind Sie Kritiker?"

„Das nicht gerade," antwortet er ausweichend, „aber man hat doch mancherlei gesehen, kann miteinander vergleichen."

Ich denke: Wenn jetzt meine Dame nicht kommt, gehe ich.

Wenige Minuten später wird die Sängerin Lia Boston angekündigt.

Es ist eine schlanke, zarte Frau in glitzerndem Kleide. Sie singt mit einer nicht kräftigen, eigentümlich traurigen Stimme zwei bekannte Operettenschlager. Ihr Haar ist braun und kurz geschnitten. Dem tiefen Kleidausschnitt entnimmt sie in der Pause ein Taschentuch und betupft sich die Lippen.

Weil geklatscht wird, singt sie noch ein drittes Lied. In dieser Stimme klingt ein vogelartiges Schluchzen. Der Reiz des Tons ist groß.

Darüber vergesse ich den geplanten demonstrativen Aufbruch, winke vielmehr den abermals grüßend herumgehenden Wirt heran und erkundige mich nach Namen und Herkunft der Sängerin.

Dieser Wirt ist gleichzeitig Unternehmer. Geschmeichelt und devot gibt er Auskunft, fragt, ob er die Dame an meinen Tisch schicken dürfe. Wahrscheinlich hält er mich für eine Persönlichkeit von Einfluß. „Darf ich sie schicken?"

Ich bedenke mich nicht lange und antworte: „Ja."

So wurde ich mit Lia Boston bekannt. Merkwürdig war bei allem nur dies, daß ich bis hierher eigentlich ohne jeden Druck eigenen oder fremden Willens gehandelt, ganz improvisiert Eindrücken und Stimmungen des Augenblicks nachgegeben hatte. Bis zu diesem Moment, wo die Sängerin an meinen Tisch trat, war alles, was geschah, mir im Grunde völlig gleichgültig. Es hätte ebensogut nicht geschehen oder umgekehrt geschehen können. Ich nahm es hin, weil es sich ereignete, nicht, weil es angenehm oder erwünscht gewesen wäre. Nun aber, wo sie vor mir stand, spürte ich etwas wie eine Drehung meines Bewußtseins. Ich erwachte aus dem Halbschlaf und hatte, ehe ich noch recht überlegte, ein Wort zu ihr gesprochen.

Und hier beginnt eigentlich erst die Geschichte, welche ich erzählen will. Sie beginnt damit, daß ich aus gleichgültigem Kopfnicken auf die Anfrage des Wirtes hin die Bekanntschaft einer Frau machte, die wochenlang meinem Leben eine unerwartete Richtung gab.

Zunächst dachte auch sie, einen Theateragenten oder Direktor, vielleicht sogar einen Rezensenten vor sich zu haben. Ihre schwarzen Augen, in deren Winkeln noch Reste der Schminke saßen, starrten mich mit dem Ausdruck einer so sicheren, ja, beseligten Erwartung an, daß ich feige genug war, meine gänzliche Einflußlosigkeit zu verschleiern. Viel-

leicht war ich nicht nur feige, sondern auch betroffen über ihr hübsches Gesicht, obendrein verlegen, weil ich ihr ja im Grunde gar nichts zu sagen hatte. Das heißt wiederum, eigentlich hatte ich schon vor, ihr etwas zu sagen, nämlich: Sie also sind die junge Dame gewesen, die mich aufgefordert hat, in diesem grauenvollen Lokal auf meine Kosten zu kommen? Sie also sind es? Es ist entsetzlich hier, und ich bin entschlossen, mich nach Bezahlung meines Grogs davon zu machen.

Davon kam nun freilich kein Wort über meine Lippen, sondern, nachdem ich ihr an meinem Tische Platz angeboten hatte, entwichen mir in perlender Geschwindigkeit einige anerkennende Sätze über ihre Vortragskunst. Alles ging wie von selber. Ich war erstaunt, was ich da für einen Unsinn schwatzte. Ich pries zum Beispiel ihre Höhe, obwohl kein hoher Ton in den Liedern vorgekommen war. Dann fragte ich, indem ich unnötigerweise interessiert den Kopf vorbeugte, bei wem sie Stunde gehabt.

Sie nannte einen Namen, den ich nicht kannte. Dieser Name war mir vollkommen gleichgültig. Aber ich rief „aha", denn ihr leuchtender Blick verwirrte mich zusehends. Ich konnte ihr unmöglich gestehen, daß ich keine Spur von Verbindungen hätte, daß ich ein Junggeselle sei, der Bilder male und infolge dieser Tätigkeit sich zum Vegetarismus bekehrt habe. Ich weiß wohl, ich hätte das tun müssen, aber ich bekam es nicht fertig. Gott weiß, warum ich so schlapp war, denn schließlich und endlich: was in aller Welt ging mich dieses Fräulein Lia Boston an?

So glaubte sie mit jeder Minute bestimmter zu wissen, daß ich ein Herr sei, der sie aus diesem Kabarett holen und in das Scheinwerferlicht des erwarteten Ruhmes führen werde. Ihre schwarzen Augen feuchteten sich dankbar.

„Ich bedaure nur," redete ich meinen Unsinn weiter, „daß Sie heute gerade diese unbedeutenden Schlager sangen. Ihre Stimme scheint mit ihrem traurigen Unterton gerade für die ernste Kunst wie geschaffen."

„O ja," fiel sie ein, „das ist unbedingt wahr. Ich schwärme für die Oper. Aber ich bin ja hier verpflichtet auf Operette. Wenn ich Schubert sänge, würde der Direktor mir kündigen. Ach, wenn ich erst hier heraus wäre!" Den letzten Satz sprach sie unnatürlich leise.

„Hm," meinte ich, „Schubert! Ohne Zweifel, Schubert müßte Ihnen liegen. Doch ich verstehe natürlich nichts davon," fügte ich nachdrücklich hinzu.

Da lachte sie. Glaubte mir nicht! Glaubte mir einfach nicht. Einen Augenblick schien sie zu überlegen, ihr Gesicht wurde ernst. Plötzlich fragte sie strahlend: „Darf ich Ihnen vorsingen?"

„Hier?"

„Nein, zu Hause. Ich wohne nicht weit von hier. Sie sollen einmal hören, wie ich singe, wenn ich wirklich loslegen kann. Ihre Mühe wird nicht vergeblich sein. Ich verspreche es Ihnen."

Erschreckt wehrte ich mit dem Einwurf ab, sie nicht begleiten zu können. Ich hätte mir einen Finger verstaucht. (Flüchtig trat der abgeschnittene Finger des Kellners in mein Gedächtnis.) Klavierspielen daher leider unmöglich.

Doch auch das schlug nicht an. Ich war ihr einmal erschienen, ich mußte festgehalten werden. Nicht zweimal tritt so ein Glück in ihren dürftigen Kreis. Nein, sagte sie, meine Mühewaltung wollte sie nicht in Anspruch nehmen. Es ginge auch ohnedem. Ich möge nur gleich mitkommen.

So geschah es weiterhin, daß ich Lia Boston nicht nur nach draußen, sondern durch verschiedene fremde Straßen vor jenes Haus begleitete, darin sie wohnte.

Jetzt blieb ich stehen, raffte mich zusammen und sprach: „Es war mir, Fräulein Boston, eine wirkliche Freude, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Doch ist es schon sehr spät. Halb zehn! Ich habe noch viel zu arbeiten. Ich darf es mir nicht gestatten, weiterhin Ihr Gast zu sein." Zur Unterstützung dieser Worte zog ich meine Uhr und betrachtete das Zifferblatt.

Als ich aufschaute, erschrak ich über die tiefe Trauer in ihrem Blick. Mit aufgerissenen Augen starrte sie mir ins Gesicht. „Sie können doch von den paar Operetten nicht über mich urteilen. Sie müssen ja ein ganz falsches, ein ganz falsches ..." brach ab und senkte den Kopf.

Ich steckte meine Uhr in die Tasche. Was für ein verrückter Abend das ist! Zuerst gehe ich in ein Kabarett, das mich vor Langeweile fast tötet, dann lerne ich eine hübsche Sängerin kennen, die mich für einen Intendanten hält. Ich sage ihr, daß ich nichts von Musik verstehe. Sie glaubt es mir nicht. Sie verbeißt sich in den Gedanken, daß ich erschienen sei, um ihr bisheriges trauriges Leben in ein solches von Erfolg und Reichtum zu verwandeln. Verließe ich sie jetzt, würde sich zu ihrer feststehenden Meinung von meiner Person die Angst gesellen, ihr nicht gefallen zu haben, ihre Verzweiflung wäre größer als vordem. Es ist meine Pflicht, diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen, ihr zu sagen, wer ich bin und sie dann zu verlassen. Also gut, ich komme mit, doch nur, um dies zu erledigen und danach sofort zu gehen.

Nun schließt sie die Haustür auf, schaltet Licht an und geht voraus. Ein neuer Gedanke überfällt mich: will sie etwas andres von mir? Ich zögere. Da dreht sie sich um und lächelt unbeschreiblich froh. Dieses Lächeln breitet sich wie ein Glanz über ihre Züge. Sie ist wahrhaftig schön. Und weil ich diese Schönheit erkenne, will es mir plötzlich abenteuerlich erscheinen, ihr nach oben zu folgen. Abenteuerlich und wunderbar.

Im dritten Stock wohnt sie. Ich lese auf einem Porzellanschild „Boßt". So ist das wohl, daß sie auch nicht Lia, sondern Elisabeth heißt. Sie ist eine Deutsche. Ich hätte mir das gleich denken können.

Jetzt öffnete sie die Tür zu einem Zimmer und sagt: „Treten Sie ein, Herr ... Darf ich Ihren Namen erfahren?"

Ich verbeuge mich, murmele meinen Namen.

„Nicht Direktor?"

„Nein, nein, nein. Sie sind sehr im Irrtum —"

„Gut, ich weiß schon," unterbricht sie mich lachend, „Sie wollen inkognito bleiben. Also legen Sie ab, irgendwohin, es ist gleich. Dies ist mein Arbeitsraum. Stoßen Sie sich nicht an der Unordnung. Ich teile diese Eigenschaft mit Größeren."

Das war freilich ein absonderliches Zimmer. Zweifenstrig, doch mit schiefen Wänden, die dadurch noch schiefer erschienen, daß Lia Boßt ein Klavier schräg gegen das Fenster, einen Diwan mitten in den Raum, ein Vertikow über Eck gestellt hatte. An den Tapeten hingen viele Bilder. Auch zwei Totenmasken von Wagner und Beethoven, große Lithographien klassischer Komponisten und ein kunstvoll arrangierter Seidenschal. Die Ecke hinter dem Diwan war durch eine riesige Staffelei ausgefüllt, welche ein Gemälde trug. In Lebensgröße sah eine splitternackte Nymphe den Beschauer aus süßem Munde puppenhaft an. Neben ihr rieselte eine Quelle. Auf ihrer Schulter aber saß die Nachtigall des Waldes mit aufgesperrtem Schnabel. Der Beschauer vernahm im Geiste das Tirili des Vogels.

Ich drehte mich um.

Lia hatte jetzt ihren Mantel über einen Polsterstuhl geschleudert und stand in demselben tief ausgeschnittenen Kleide da, welches sie auf der Bühne getragen hatte.

„Machen Sie es sich gemütlich," rief sie hell vor Glück, „ich werde Tee bereiten."

Merkwürdigerweise fand ich auch jetzt nicht die Kraft zum Protest, sondern ließ es in einem schwindligen Gefühl von Neugierde und Annehmlichkeit geschehen, daß sie kam und ging, Tassen vor mich auf einen niedrigen Korbtisch stellte und eine bunt gekantete Papierserviette auf meinen Schoß legte.

Ich verfolgte ihre Bewegungen. Sie waren nicht schön, doch die Glieder ohne Fehler und von fraulicher Rundung. Flüchtig fragte ich mich: „Verliebt?" Wütend antwortete ich: „Nein, im Gegenteil."

„Kognak!“ Lia blickte sich lachend um, „nicht wahr, den verschmähen wir Künstler nicht?“ Damit goß sie zwei Gläser bis zum Rande voll.

Der Tee war fertig.

Sie setzte sich zu mir und schlug die Beine ungeniert übereinander: „Ich bin glücklich, daß Sie mich aus der Masse der Unbekannten heraus gehört haben. Jetzt gestehen Sie: wer nannte Ihnen meinen Namen?“

„Niemand. Ich stand zufällig vor dem Hause.“

„Zufall? Welch wunderbarer Fingerzeig des Schicksals. Das sollte Zufall gewesen sein? Ich sprach Sie an. Erinnern Sie sich? Ich hoffe, daß Sie nicht schlecht von mir denken. Ich habe gewiß nichts andres von Ihnen gewollt, als daß Sie hineingehen, daß Sie mich hören sollten. Ich wußte, Sie werden es nicht bereuen. Haben Sie es bereut? Gestehen Sie.“

„Nein. Aber mein Urteil besagt nichts —“

„O!“ Sie stand auf. „Das ist Bescheidenheit. Und nun, — darf ich Ihnen vorsingen?“

Ich machte, ergeben in mein Schicksal, im Sitzen eine Verbeugung.

Sie ging zum Pianino, klappte den Deckel auf und wollte die Noten, welche oben lagen, durchsehen.

In diesem Augenblick öffnete sich eine Tür langsam und leise, fast als zögere die Hand, welche die Klinke gefaßt habe, sie festzuhalten. Ich erwartete unwillkürlich den Kopf eines großen Hundes zu sehen.

Ein Mann erschien.

Ich erhob mich. Lia Boßt ließ die Hände sinken und lächelte frostig. Dann stellte sie gequält vor: „Mein Herr Gemahl.“ Vergaß aber, meinen Namen zu nennen. Peinliche Stille im Zimmer.

Herr Boßt war mittelgroß, hatte ein faltiges müdes Gesicht mit überhängendem Schnurrbart. Sein grauer Anzug sackte sich ungebügelt und verknüllt. Er trug eine Brille. Seine Füße umhüllten Hausschuhe.

„Ich wußte gar nicht, daß du schon aus dem Büro zurück

seist," sagte Lia, auf die Tasten blickend. „Herr Jensen hat mich im ‚Kater' entdeckt. Er ist Kritiker und will sehen, ob er mich an die Oper bringen kann."

Boßts Gesicht erhellte sich. Er machte eine zweite Verbeugung und sagte „sehr angenehm".

„Mein Mann," fuhr sie, immer noch auf die Tasten blickend, fort, „ist Beamter. Sein Dienst legt ihm oft spät am Abend noch Fesseln an, doch liebt er Musik."

Boßt setzte sich auf einen Stuhl.

Lia blätterte wieder in den Noten, ohne etwas in ihnen zu suchen. Ihre Hände zitterten. Da klappte sie auch schon die Hefte zusammen und verließ wortlos das Zimmer. Boßt sah ihr nach. Dann drehte er das welke Gesicht mir zu.

Ich sagte: „Ihre Gattin wollte mir etwas vorsingen."

„Ja," erwiderte er.

„Sie irrt sich nur, fürchte ich, über meinen Einfluß. Ich bin nicht Kritiker."

Boßt blickte an mir vorbei. Öffnete den vom Schnurrbart fast völlig bedeckten Mund und gestand, indem er sich wiederholt dabei räusperte: „Ich bin Beamter, aber meine Liebe zur Musik setzt mich in die Lage, nichts dagegen zu haben. Außerdem verdient meine Frau gut."

„Aha."

„Sie ist Künstlerin. Ich weiß, daß Künstler andre Menschen als unsereiner sind. Sie brauchen nicht denken, daß ich ihr im Wege liege." Flüchtig glitten seine Brillengläser über mich hin.

„Nein," antwortete ich und stand auf.

„Einen Augenblick, bitte," sagte Boßt und stand ebenfalls auf. „Ich bitte Sie, sich nicht stören zu lassen." Damit verbeugte er sich, ging zur Tür und lauschte. Kopfschüttelnd lächelte er: „Sie ist wohl nur sich umziehen gegangen oder sich die Hände waschen. Entschuldigen Sie, mein Herr, und entziehen Sie ihr nicht Ihre Gunst."

Ich empfand einen dumpfen Druck auf der Stirn. Jetzt wäre die beste Gelegenheit gewesen, sich zu empfehlen. So

ging es jedenfalls nicht mehr weiter. Da sagte ich mir, daß mein Aufbruch wie eine Demonstration wirken, die arme Sängerin über alle Maßen kränken mußte. Außerdem hatte ich keinen Hausschlüssel. Ich hätte Herrn Boßt um den Hausschlüssel ersuchen müssen.

Boßt öffnet die Tür. Lia tritt ein. Er verbeugt sich vor mir, nickt ihr zu und ist lautlos verschwunden.

Sie fährt sich mit der Hand über Augen und Stirn, atmet einmal tief auf und bemüht sich zu verbergen, daß sie geweint hat.

Sie hebt ihren hübschen Kopf mit dem kurzen, welligen Kastanienhaar, lächelt mit so wunderlichem Blick, daß ich vor mir selbst erschrecke. Also fixiere ich sofort angelegentlich den Boden, welchen eine abgetretene Strohmatte bedeckt.

„Darf ich Ihnen nun vorsingen?“ fragt sie.

„Ich bitte.“

Während sie noch am Klavier steht, höre ich Schritte im Flur. Auch sie horcht auf, obwohl sie es verbergen möchte. Eine Tür wird leise geöffnet und geschlossen. Ich weiß, daß ihr Mann die Wohnung verlassen hat. Auch Lia weiß es. Ihre Hände verändern sich, fangen an, sich zu beleben, sich zu bewegen. Sie greift ein Lied heraus, setzt sich vor die Tasten und singt. Welche Schwermut im Liede!

Mit ihrer Stimme geht es mir sonderbar. Ich verstehe nichts von Stimmen, nichts von Musik, doch wenn ich den perlmutterfarbenen Klang dieses Soprans höre, möchte ich schwören, daß sie eine große Künstlerin ist. Ich bilde mir ein: sie ist eine große, noch unentdeckte Künstlerin. Wenn es mir wirklich gelänge, sie zu entdecken und in die Oper einzuführen, verdiente ich den Dank der Musikwelt. Außerdem hat sie gute Bewegungen beim Spiel. Die Schultern sind edel gerundet. Ihr Rücken ist fast bis zum Gürtel nackt ... Nein, es geht nicht mehr, ich muß einen Grund finden, meinen idiotischen Aufenthalt hier abzukürzen.

Lia steht auf.

Ich applaudiere.

„Darf ich noch ein Lied singen? Lieben Sie Gretchen am Spinnrad?"

„Ja, sehr."

„Von wem haben Sie es zuletzt gehört?"

„In der Oper," lüge ich.

„In der Oper? Ach, Sie meinen Gounod? Nein, ich wollte Ihnen Schubert vorsingen. Wünschen Sie Gounod?"

„Nein, singen Sie nur ruhig Schubert."

Sie singt. Ich schließe die Augen und sage mir, daß man sich zum wenigsten an guter Musik freuen soll, auch wenn man sie nicht beurteilen kann. Am Ende ist es wirklich nicht unmöglich, daß ich ihr helfe. Mein Freund Hemptenmaker ist Schauspieler und Regisseur, der wird mir schon einen Rat geben. Er ist mir noch etwas Geld schuldig. Ich könnte ihm das Geld eventuell erlassen, wenn er hier unterstützend eingriffe. Mein Korbsessel knarrt unangenehm. Ich stehe leise auf und setze mich auf den Diwan. Lias Gesicht ist gerötet. Der junge Busen atmet heftig. Auch das Lied geht jetzt in heftigen Akkorden.

Nachdem Lia gesungen und ich ihr gratuliert habe, sieht sie mich fragend an. Sie ist erhitzt und vom Liede noch erregt. Während sie sich ihre Haare zurückstreicht und vor mir Platz nimmt, starre ich ihr Knie an.

Ich beschließe folgendes: Heute abend werde ich ihr nichts sagen. Doch daheim werde ich einen Brief schreiben und alles erklären. Werde sie um Entschuldigung bitten.

Sie reicht mir Zigaretten. Wenn sie raucht, rundet sich ihr roter Mund zu einer süßen Blüte. Es ist natürlich völlig unmöglich, sie zu küssen. Das wäre doppelter Betrug.

Da bemerke ich, daß meine Stimme bereits ganz selbständig von einem Freunde spricht, dessen Einfluß ich für ihr Talent aufbieten möchte. Ich bremse meiner Verrücktheit.

Mit flackerndem Blick fragt sie: „Und wenn Sie mich befördern?"

„Befördern?"

„Ja, ich meine: wenn Sie mich wirklich aus diesem gräßlichen Dasein befreien?"

„Wenn ich ... Das ist noch ganz ungewiß."

„Wenn Sie mich befreien," fährt sie fort, „was verlangen Sie dafür?"

„Nichts. Es ist selbstverständlich."

„Selbstverständlich? O, ich weiß, daß nichts selbstverständlich ist. Ich habe mich losgelöst aus dem konventionellen Kreise, welchem ich entstamme. Ich bin nicht furchtsam, sondern zum Äußersten entschlossen."

Sie wirft ihre Zigarette in den Aschenbecher, steht jäh auf. Die Spitze ihres Kleides bleibt an einem Nagel des dürftigen Korbstuhls hängen. Ich helfe ihr mit flackernder Hand das Kleid vom Nagel lösen. Es ist ein schrecklicher Zustand.

Ich bitte Lia, mich nach unten zu begleiten, gebe meine Adresse und verspreche ihr gleichzeitig, meinen ganzen Einfluß aufzubieten. Ich sage das im Korridor. Ihre Hand packt meine Hand.

Wir gehen die Treppe hinunter. Reden kein Wort. Während sie langsam den Schlüssel in die Pforte steckt, blickt sie durch das Glas auf die Straße.

„Da steht mein Mann. Da — sehen Sie? Er wartet, bis Sie das Haus verlassen haben."

„Was denkt er von uns?"

„Er hofft, daß Sie mir helfen werden." Die Tür öffnet sich. Ich küsse ihr die Hand.

Die Gestalt auf der Straße entfernt sich in entgegengesetzter Richtung.

In der Nacht überlege ich sinnloses Zeug zusammen.

Im Traum nähert sich mir die Nymphe mit der Nachtigall. Bald ist es wirklich eine Nymphe, bald Lia Boston. Die Nachtigall aber ist aus Blech. Sie liegt derweil mit aufgesperrtem Schnabel am Boden. Erwachend fasse ich den Beschluß, alles, was in meiner Macht steht, für Lia

aufzubieten. Es ist noch grau, doch über die Straße rasseln schon die elektrischen Bahnen. Alles, was irgend in meiner Macht steht, werde ich für diese Frau aufbieten. Ja, was soll man da schon sagen. Verliebt ist wohl anders. Ich bin eben behext. Ich sehe ihre Körperformen vor mir und denke mir, so gut es geht, ihre schöne Stimme dazu. Gretchen am Spinnrad sang sie herrlich. Es wird sich lohnen, für Lia das Äußerste zu versuchen. Sie ist es wert; sonst kommt sie unter die Räder. Vielleicht bin ich der letzte Versuch, den sie macht. Wenn dieser Versuch mißglückt, wird sie sich den Herren Direktoren anbieten und so ihr Ziel erreichen. Das darf nicht geschehen. Man könnte es überdies sehr vorsichtig unternehmen, ihren Geschmack ein wenig umzukorrigieren. Wenigstens die Nymphe beseitigen. Vermutlich war dieser Akt ihr erster Protest gegen die Konvention. Mir scheint, sie ist nunmehr auch zu andern Protesten bereit. Am Ende dieser Überlegungen steht die dürftige Figur ihres Gatten vor meinem Geiste. Kopfschüttelnd, ernüchtert und ein wenig unruhig sehe ich seinen überhängenden Schnurrbart, die ungebügelten Beinkleider, die Hausschuhe aus weinrotem Stoff.

Ich mag nicht länger liegen und stehe auf.

Kaum habe ich mich gewaschen und gefrühstückt, da meldet meine Wirtin einen Herrn.

Der Herr tritt ein. Ich erkenne Lias Gatten, den Beamten Boßt.

Obwohl draußen kühler März bläst, trägt er einen Sommerpaletot von heller Farbe. Zerstreut und verwirrt sage ich mir, daß dieser Mantel vermutlich unter dem atmosphärischen Einfluß seiner Frau gekauft wurde, daß er sich einen dunkelgrauen besorgt hätte, falls er Macht besäße. Sein Gesicht erscheint noch faltiger und vergrämter als gestern abend. Der überhängende Bart ist durch eine angepreßte Binde beiseite gedrückt worden und legt unschöne, feuchte Lippen frei. Die Brille sitzt etwas schief.

Er rückt befangen an ihr hin und her, reicht mir die Hand

hin, zieht sie wieder zurück und zeigt sich in Unkenntnis über die nötigen Erfordernisse eines solchen Besuches.

Schließlich hat er infolge meiner wiederholten Aufforderung auf einem Stuhl Platz genommen.

Ich offeriere ihm eine Zigarre, doch er glaubt, unbedingt diese große Freundlichkeit nicht annehmen zu dürfen, nein.

Auf meine Frage, was ihn hierher führe oder was mir die Ehre gebe, seine Gegenwart zu genießen (irgend so etwas schwatzte ich hin), beugt er lauschend den Kopf vor, zieht die Stirn in Falten und sagt „Ja."

„Ja," sagt er sich räuspernd, „ich habe mir meinerseits die Ehre gemacht, bei Ihnen aufzuwarten, weil Sie wegen meiner Frau gestern große Mühe hatten und ich mich dafür sozusagen bedanken will."

Ich wehre betroffen ab, erkläre nicht das geringste getan zu haben, was diesen Dank verdiente.

„Doch. Gestatten Sie" — er will mit kurzen, etwas zitternden Fingern von meiner Hose einen Papierschnitzel entfernen, merkt aber, als er anfaßt, daß dieser Papierschnitzel eine optische Täuschung ist. Kein Papier, sondern der Reflex eines Sonnenstrahls, der durch ein Wasserglas fällt — „ach, verzeihen Sie," flüstert er. „Ich dachte, es sei Papier."

„Nein, nein. Es ist wohl ein Sonnenstrahl. Man könnte es übrigens leicht für Papier halten."

„Leicht für Papier halten, ja, gewiß. Entschuldigen Sie die Berührung." Er sieht mich an. Ich sage „bitte" und denke, daß ich als Kind mich vor diesem Manne gefürchtet hätte, wohingegen ich jetzt dazu neige, ihn für schwachsinnig zu halten. Entweder schwachsinnig oder irgend etwas andres. Ich muß mich auf Überraschungen gefaßt machen.

Herr Boßt rückt an seiner Brille und sperrt ein paarmal die Augen auf, als wolle er andeuten, daß der Irrtum mit dem Papierschnitzel nur eine Folge seiner starken Kurzsichtigkeit sei.

Danach senkt er den Blick, betrachtet seine Stiefel, vergleicht sie mit den meinen und spricht leiser als vordem:

„Ich darf wohl kalkulieren, daß Sie sich gewundert haben — —"

Er macht eine Pause.

Ich deute an, wie leid es mir tue, ihn nicht zu verstehen.

„Sie werden," fährt er fort, „sich gedacht haben, daß ein Mann wie meine Wenigkeit, ein Beamter an der Post, für künstlerische Interessen keinen Anteil habe. Daß er eine Frau wie meine Frau" — er blickt scheu auf — „man darf sie wohl als jung und schick bezeichnen, nicht in die Kreise der Kunst einlassen und daselbst belassen würde, belassen haben würde. Bemerken Sie gütigst, mein Herr, daß ich dieser Sorte von Beamten nicht angehöre. Ich verehre die Kunst, obwohl ich nichts von ihr verstehe, doch" — er starrt dunkelrot im Gesicht zu Boden — „ich liebe meine Frau und darf ihr nicht im Wege liegen, so daß ihr großes Talent ungenützt im Winkel verstaubt. Sie ist eine Künstlerin, ihr Wesen ist künstlerisch, obwohl ihr Vater Rechnungsrat war und sie mit mir verheiratete. Das sind traurige Dinge, mein Herr, aber ich könnte nicht wollen, daß ihre junge Schönheit gewissenlosen Herren vom Kabarett in die Hände falle. Wenn es denn geschehen solle, so müsse es mit einem Manne geschehen, der sie zu fördern vermöge, vermag. Ein Mann von Herz und Einfluß. Ich wäre entschlossen, behufs solchen Erfolges sogar mit meiner geringen Person zurückzutreten, weil ich weiß, daß Lia als Künstlerin andre Rechte vom Leben zu erheischen hat."

Nachdem er so gesprochen, zieht er ein großes, nicht mehr ganz sauberes Taschentuch aus der Hose, beugt sich schämig zur Seite und schneuzt sich.

Ich stehe auf und begebe mich ans Fenster, um festzustellen, ob ich träume. Doch das breite Fenster bietet denselben Anblick wie alle Tage. Unten ist der Platz, dort der Garten. Die jungen Sträucher knospen schon. Der Himmel ist winddurchweht.

Danach drehe ich mich um: „Darf ich eine Frage an Sie stellen?"

Boßts Brillengläser sehen zu mir auf.

„Sie haben heute Ihren Dienst aufgegeben, um mir das zu sagen?"

Er weicht meinem Blick aus. „Ich habe heute keinen Dienst."

„Ihre Gattin verdient gut am Kabarett?"

Er besinnt sich und schüttelt dann den Kopf.

„Nun, das tut ja nichts, da Sie für Ihre Frau verdienen."

„Ja."

„Ich werde heute noch zum Regisseur Hemptenmaker gehen und sehen, was sich tun läßt."

Boßt steht auf. Sein Blick forscht in meinen Zügen. Ich sehe gleichmütig und unbewegt an ihm vorbei.

„Darf ich die Adresse meiner Frau hier lassen?"

Er zieht einen Zettel aus der Manteltasche, den ich an mich nehme und einstecke.

Pause.

Da hebt Boßt abermals zu reden an: „Glauben Sie ... was ich noch sagen wollte, ich vergaß es doch nicht am Ende? Aha, dies war's: Verstatten Sie, mein Herr, und wollen entschuldigen, daß ich noch diese inkompetente Frage an Sie wende: Glauben Sie, daß meine Frau, daß sie, wie sag' ich's gleich ... Sie finden ihren Gesang auch außerordentlich?" Er starrt mir ins Gesicht. Seine Unterlippe zuckt ein wenig.

„Ja. Ihre Frau ist sehr talentvoll."

Er atmet tief auf. „Ich danke Ihnen verbindlichst. Verbindlichsten Dank. Bitte die Anfrage zu entschuldigen. Ich habe ja nicht Musik studiert und bin nicht imstande, einer Beurteilung ihrer Gesangskunst zu genügen. Doch man fühlt ja schließlich etwas. Man hat ein Ohr für das Edle und Schöne."

„Ja."

Boßt sucht nun seinen Hut. Er hat ihn vorhin unter den Stuhl gelegt, auf welchem er saß. Ich will ihm den Hut

reichen, doch er entdeckt ihn zur gleichen Zeit und bückt sich mit überraschendem Ruck nach ihm. Dabei prallen unsre Stirnen zusammen. Wir fragen uns gegenseitig, während wir das Anschwellen zweier Beulen fühlen, ob wir uns beschädigt haben. Ich bin wütend über die törichte Situation und fest entschlossen, diesem Idioten, der seine Frau mir freistellt, zu gestehen, daß ich als Maler natürlich Bilder male, von Musik keine Ahnung habe und überhaupt nur durch Zufall in seine alberne Wohnung geraten sei.

Da wendet er sich an der Tür erneut zu mir; seinen Hut mit der flachen Hand leicht bürstend, sagt er: „Ich bin zu Ihnen gekommen, verehrter Herr, weil ich weiß, daß Sie meine Frau aus reinem künstlerischen Triebe befördern wollen. Keinem andern, verstehen Sie wohl, hätte ich dies gesagt. Ich gebe viel hin, um meine Frau in die Stellung zu bringen, welche ihr zukommt. Sie soll nicht sagen, daß ihr Mann sie vom Aufstieg abhalte, weil er ja nur Beamter ist."

Jetzt fange ich an, ihn zu begreifen. Also ein solchermaßen schlauer Herr ist er? Alles Mitleid verfliegt, ich rufe höhnisch hinterher: „Ich bin ohne jeden Einfluß, Sie irren! Aber ich liebe Ihre Frau! Da haben Sie's!"

Er bleibt auf der Treppe stehen. Ohne sich umzudrehen spricht er leise: „Ich weiß, daß Sie scherzen. Sie haben viel Einfluß." Schräg blickt er zu mir hoch, doch die blitzenden Brillengläser verhindern, daß ich seine Augen erkenne. „Wir tun es ja beide nur für die Kunst."

Erbost schlage ich die Tür zu.

Nichtsdestoweniger befinde ich mich eine halbe Stunde später auf dem Wege zu Hemptenmaker.

Er kann mich nicht empfangen, weil er gerade tätig ist, läßt mir aber sagen, daß er gerne mit mir zu Mittag speisen wolle. Ich bin einverstanden.

Hemptenmaker kommt eine reichliche halbe Stunde zu spät, ist erhitzt und entschuldigt sich mit der langen Probe. Übrigens muß ich mich wundern, wie dick er in den drei

Monaten geworden ist, die wir uns nicht gesehen haben. Sein Gesicht hat eine blasse, ungesunde Hautfarbe.

Ich falle nicht gleich mit der Tür ins Haus, sondern lasse Hemptenmaker vom Theater sprechen. Er klagt über die an Schwachsinn grenzende, verheerende Unkenntnis des Direktors in künstlerischen Dingen.

Nachdem ich ihn lange genug habe erzählen lassen, berichte ich ihm, daß ich eine phänomenale Sängerin entdeckt hätte und ihr nun gern den ihrem Talente zukommenden Posten erwirken möchte.

„Ist sie jung?" fragt er, „hübsch?"

„Ja."

„Wollten Sie mich deshalb sprechen?"

„Ja."

Hemptenmaker ist, das sehe ich deutlich, heilfroh, weil ich die zwischen uns schwebende Schuld unerwähnt lasse. Er bestellt sich vom Kellner einen Branntwein und weist mit dem Zeigefinger auf sein leeres Bierglas. Der Kellner versteht die Geste.

„Also jung und hübsch ist sie," sagt er, mit einer kleinen Tabakschere die Spitze seiner Zigarre abknipsend. „Will sie zur Oper?"

„Ja."

„Ich bin aber beim Schauspiel."

„Das weiß ich. Schließlich sagte ich mir: der Hemptenmaker wird auch zur Oper Beziehungen haben. Es kommt doch heute nur auf Beziehungen an."

„Stimmt. Schließlich könnte man da vielleicht was drehen. Ich habe allerdings jetzt gar keine Zeit. Jede Stunde besetzt." Er zieht die Uhr.

„Sie sollen es nicht umsonst tun, Hemptenmaker. Ich weiß, daß man heute von niemandem eine Mühe umsonst verlangen kann."

„Hat sie denn Geld?"

„Nein, aber ich würde Ihnen jene kleine Schuld dafür erlassen, Sie erinnern sich —"

„Ach so," unterbricht er mich, „pardon! Verehrtester, Sie hätten mich längst mahnen sollen! Ich habe den unbedeutenden Betrag natürlich verschwitzt." Er faßt mit dem rechten Arm in seine rückwärtige Hosentasche, als wolle er sogleich das Portemonnaie ziehen.

Ich wehre dieser edlen Wallung und frage, ob er gesonnen sei, unter der vorgeschlagenen Bedingung seinen Einfluß geltend zu machen.

Er antwortet, sowas sei ihm sehr peinlich. Er nähme grundsätzlich kein Geld. Könne mir auch nichts versprechen, geschweige denn bindende Zusagen machen.

Aber vorsingen lassen! Sich mal die Dame anhören.

„Sie wohnt bei Ihnen?" fragt er.

„Nein. Bei ihrem Manne."

„Au, au! Der weiß natürlich von nichts ..."

„Sie irren sich vollkommen über meine Beziehungen zu ihr."

Hemptenmaker winkt ab und verspricht mir, sich Lia Boston ansehen zu wollen. Dann und dann solle sie bei ihm im Theater im Probenzimmer sein. Sich auf Regisseur Hemptenmaker berufen.

Ich erkundige mich vorsichtig nach seinen Beziehungen zur Oper, ohne etwas Genaues zu erfahren. Ich erwähne, daß Lia Boston Schuberts Gretchen am Spinnrade besonders herrlich singe. Er wirft ein, daß dies ja keine Arie sei und die Dame gut täte, für das Vorsingen eine Arie zu wählen.

Nachdem ich mein Atelier betreten hatte, blieb ich zunächst einmal einen Augenblick stehen. Dann hob ich die rechte Hand, streckte den Zeigefinger aus und stieß mit seiner Spitze mehrere Male an meine Stirn. „Verrückt! Total verrückt!" rief ich ungeniert und zeigte, als ich am Spiegel vorüberkam, sogar ohne jede Scham mir selber die Zunge.

Gleich darauf wurde mir klar, daß mit einem solchen Benehmen, dessen Sinnwidrigkeit und üble Haltung sich nur

folgerichtig allen übrigen Torheiten dieser zwei Tage anschloß, nichts gebessert wurde. Es war am Ende nötig, die Reihe knabenhafter Improvisationen abzubrechen und der ruhigen Vernunft klarer männlicher Einsicht Raum zu geben.

Ich setzte mich also in einen Lehnstuhl, schlug die Beine übereinander, zündete zum Überfluß meine Pfeife an — ein Unterfangen, welches ich sofort als Verlegenheitsgeste erkannte, da ich auf Pfeifentabak keinen Appetit verspürte — strich mir mit Daumen und Zeigefinger mehrmals leicht schnaufend über meinen Nasenrücken und dachte nach.

Welches ist die Situation? Eine Dame namens Elisabeth oder gar Lisbeth Boßt, Tochter eines Rechnungsrats, Gattin eines stellungslosen Beamten, zufälligerweise leidlich jung, leidlich hübsch, singt tirili und will von mir „befördert" werden. Ich verstehe nichts von Musik, ihr Mann versteht nichts von Musik, auch Hemptenmaker versteht aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls nichts von Musik. Trotzdem bewegen wir alle drei hurtig unsre Beine, um die Beförderung dieser Dame zu erreichen. Der klügste ist Hemptenmaker, er macht ein Geschäft dabei; ihr Mann, aus Angst für kunstfremd gehalten zu werden oder auch aus Angst, den Verdienst seiner Gattin einzubüßen oder sonst aus irgend einer metaphysischen Unsittlichkeit heraus bietet sie mir an, ich opfere eine nicht unbedeutende Schuld sinnloserweise dieser Verrücktheit, sitze hier und weiß, daß bei alledem nichts herauskommt, nichts herauskommen kann. Jetzt frage ich mich: muß ich nicht, wenn so etwas geschieht, sinnlos verliebt sein?

Verliebt? Haha, wundervoll! Aber gut, nehmen wir einmal der geordneten Beweisführung halber an, ich sei in diese Dame verliebt, vielleicht wegen ihrer schlanken Beine, runden Knie oder ihres frechen Gesichts, nehmen wir das an — wie, so frage ich nun, wie paßt das zu meinem höhnischen Gelächter über ihre idiotische Nymphe mit Nachtigall, ihr Seidenarrangement an der Wand und ihre Wagner-

masken? Ich bin doch, zum Donnerwetter, ein geschmackvoller Maler, dem vor jedem Kitsch speiübel wird, nicht wahr? Gewiß. Wenn ich nun über alle diese Arrangements und kleinbürgerlichen Vorstellungen von Künstlertum lache, kann ich doch nicht gleichzeitig in sie verliebt sein! Das ist doch psychologisch unmöglich! Ich bitte das zu bedenken, meine Damen und Herren, hier liegt nämlich die Achse der ganzen Untersuchung. Also es ist erwiesen: ich bin nicht verliebt; warum? Weil ich es nicht sein kann.

Wenn ich aber nicht verliebt bin und dennoch diese Torheiten begehe, bin ich geisteskrank. Wer sichert mir zu, daß ich nicht morgen schon als gemeingefährlich in einen Gummiwagen verpackt werde? Niemand. Das kann bei Gott noch reizende Überraschungen geben!

Am Ende dieses Monologs ergriff ich eine Postkarte und schrieb an Frau Lia Voßt (ich schrieb nicht „Boston"), sie möge dann und dann sich bei Regisseur Hemptenmaker einstellen. Ich persönlich hätte mit der Sache nichts weiter zu schaffen. Alles Gute wünscht Ihnen Ihr sehr ergebener Sound so.

Jetzt geschieht folgendes.

Es ist Montag. Das ist der Hemptenmakertag. Nachmittags fünf. Ich sitze wieder im Lehnstuhl und erinnere mich sehr überflüssigerweise daran, daß ja heute um drei Uhr diese Frau Voßt dem dicken Regisseur eine Arie vorsingen sollte.

Da klingelt es.

Ich kriege einen Stich in der Herzgrube, dessen Grund ich allein darin sehen kann, daß ich an diesem Tage drei Shagpfeifen rauchte. Gleichmütig summend schlurre ich zur Tür ...

Lia Boston.

Jetzt paßt einmal auf, wie sie aussieht: ein kleiner lavendelfarbener Hut. Ein dünnes hellgraues Kostüm mit Pelzkragen. Zwei, aller Wahrscheinlichkeit nach durch künstliche Mittel zum Leuchten gebrachte schwarze Augen. Helle Seidenstrümpfe, helle Schuhe.

„Da bin ich!" sagt sie. „Grüß Gott, mein Herr!" (Jetzt macht sie ihren Mann nach. Sie ist ja ungebildet. Ungebildet ist sie!)

Ich bitte, näher zu treten. Es ist meine Anstandspflicht.

„Was meinen Sie wohl?" fragt Lia lachend, „na?"

„Wieso? Was soll ich meinen?"

„Ich komme von Hemptenmaker."

„Und?"

„Na, er hat seine Aussichten mit mir. Er hat mich angehört, fragte, ob ich spielen kann, verlangte, daß ich ihm eine leidenschaftliche Szene vormimte —"

„Sie taten doch solchen Unsinn nicht?"

„Gewiß."

„Sie sind naiv. Hemptenmaker ist ein Don Juan. Ich warne Sie vor diesem Scharlatan. Außerdem hat er keine Spur von Beziehungen."

Sie lacht über meine Warnung, dreht sich einmal auf dem Absatz um und setzt sich in meinen Lehnstuhl. Von dort aus fixiert sie mich auf das allervergnügteste.

„Er hat also keine Beziehungen?" fragt sie.

„Nein."

„Warum haben Sie mich dann an ihn empfohlen?"

Ich zucke die Achseln.

„Sehen Sie? Sie wußten genau, daß er Beziehungen hatte und was für welche! Das wußten Sie genau. Und ich danke Ihnen bestens dafür, daß Sie mich an ihn empfohlen haben. Er hat mir versprochen, mich Donnerstag dem Herrn Intendanten vorzustellen. Die Sache sei eins, zwei, drei gemacht, hat er gesagt."

Ich beiße die Kinnbacken aufeinander, um meiner Wut nicht freien Lauf zu lassen. Das sind ja hübsche Dinge. Man darf es nicht zulassen, daß dieses unschuldige Wesen in die Hände eines raffinierten Theaterschweins gerät.

„Hat er Ihnen gesagt, Sie seien talentvoll?"

„Ja."

„So, das hat er Ihnen gesagt. Das ist ja hübsch."

Sie schaut verwundert, gleichwohl immer noch lustig zu mir auf. „Gewiß. Warum soll er es mir nicht gesagt haben? Sie sagten es ja auch?" Mit diesen einfältigen Worten schlägt sie ihre Beine übereinander. Am linken Knie sind die Seidenstrümpfe gestopft.

Roh antwortete ich: „Ich sagte es auch, gewiß. Aber ich verstehe nichts von Musik."

Sie wedelt ungläubig mit der Hand. „Ich kenne die Ausreden der hohen Herren."

Jetzt erhebe ich mich, gehe hin und her, gestehe mir ein, daß nunmehr, daß jetzund die Gelegenheit gegeben sei, dieser Frau endlich, enfin und endgültig klaren Wein einzuschenken. Doch — ich gestehe es wieder nicht. Ich kann es nämlich unmöglich gestehen, man begreife meine hirnverbrannte Lage; denn wenn ich es ihr sagte, ihr bewiese, erklärte, daß ich gar keine „Beziehungen" hätte, nichts von Musik verstünde, liefe sie stracks zu Hemptenmaker, diesem Mädchenhändler, und alles wäre vergeblich. Nicht einmal ihr Gatte würde es noch für nötig halten, mich zu besuchen.

Was also tun jetzt?

Ich verharre schweigend.

Sie steht, sie geht umher, öffnet sogar den Vorhang zum Schlafkabinett und guckt durch. „Ach herrje, pardon, hier schläft er," zischelt sie kokottenhaft, ohne sich umzudrehen. Die Tür zum Atelier ist angelehnt. Ich fürchte, sie könnte auch dort hineinschauen, stelle mich also wie gleichmütig davor und beginne unsinnigerweise einen Satz, ohne sein Ende zu wissen. Es kommt natürlich nichts dabei heraus.

„Wie, bitte?" fragt sie.

„Nichts," brumme ich.

Plötzlich platze ich los: „Wenn Sie sich Hemptenmaker kritiklos anvertrauen und mit ihm zum Intendanten gehen, kann es sein, daß ich gezwungen bin, meine Hand von Ihnen zurückzuziehen."

Da steht sie im Zimmer mit ihrem kurzen Kostüm und sieht mich wortlos an.

„Ja," sage ich.

Immer noch sieht sie mich an. Nach einer Weile dreht sie elegant um, schlendert zur Wand am Wohnzimmertisch und betrachtet ein Bild, das dort hängt.

„Von wem ist das Bild?" fragt sie.

„Von einem Freunde."

„Sie haben viele schöne Bilder hier herumhängen."

„Alle von einem Freunde. Gefallen sie Ihnen denn? Ihre Nymphe ist doch ganz etwas andres."

Sie wendet den Kopf zu mir und beißt sich leicht auf die Unterlippe. Dann geht sie ans Fenster. Schaut hinunter.

Ich sage: „Vor wenigen Tagen war Ihr Gatte hier. Vielleicht ist es gar nicht Ihr Mann, sondern Ihr Onkel?"

Lia antwortet: „Es ist immer noch mein Mann. Die Kreise, in denen ich emporwuchs, verachteten das Künstlertum. Er liebte mich und liebt die Kunst um meinetwillen. Er ist zweifelsohne ein bißchen älter als ich. Das schadet nichts. Er hat mir auch mein Zimmer eingerichtet."

„So, so. Ja, da kann man nichts mehr sagen."

Sie steht noch einen Augenblick und sieht auf die Straße. Dann darf ich ihre Hand küssen und sie zur Treppe begleiten.

Hemptenmaker behauptet, indem er rücksichtslos den Rauch seiner Zigarre an meinem Ohr vorbeibläst, die Dame sei absolut talentlos.

Ich fände, so erklärte ich, ich fände es bodenlos, daß er sie trotzdem lancieren wolle. Das könne keine sauberen Gründe haben.

„Sie sind naiv, lieber Freund! Was ist sauber? Pilatusfrage. Na also! Nehme ich vielleicht die Kleine Ihnen weg?"

Mein Auge flimmert durch ihn hindurch. Jetzt kommt es, daß ich sage: „Ja."

„Ihre Geliebte?"

„Ja."

„Dann pardon. Revoziere alles. Konnte es nicht ahnen, da Sie neulich aus andrer Windrichtung bliesen. Ich ver-

stehe diese mädchenhafte Scham nicht recht. Natürlich garantiere ich Ihnen a tempo ab heute musterhaftes Benehmen."

Nun habe ich es so weit gebracht, daß nicht ich, sondern Hemptenmaker seine Hand von ihr zurückzieht. Mir ist heiß, ist wunderlich zumute, fast froh, nahezu irrsinnig froh. Doch der letzte Rest von Verstand, welcher in mir um sein Leben kämpft, reckt sich zu gebietender Größe auf und schreit: „Ach, zum Teufel, machen Sie mit ihr, was Sie wollen! Ich bin nicht mit ihr verheiratet!"

Hemptenmaker lacht: „Verheiratet würde ich nicht respektieren, mein Verehrter, aber Verhältnis respektiere ich als anständiger Mensch. Also wie gesagt: Talent gleich Null."

Ich bleibe gleichmütig und beherrscht.

„Das dürfte sich noch von höherer Stelle aus überprüfen lassen," murmele ich durch die Zähne.

Hemptenmaker zieht achselzuckend die Augenbrauen hoch und saugt den ekelhaften Zigarrenqualm in seine Lunge. Plötzlich steht er auf und sagt, während bei jedem Worte Rauch aus seinem Munde quillt: „Ach, richtig, edler Recke, ich vergaß noch meine kleine Schuld an Sie." Er zieht seine Geldkatze.

Theatralischer als mir später lieb war, hebe ich meine Hand: „Ihr Honorar für das Anhören der Sängerin!"

Nachdem ich so geschmettert, drehe ich zur Tür und verlasse diesen Menschen.

Auf der Straße stelle ich klipp und klar folgende Frage an mich: „Irrenhaus oder Liebe? Bitte, sich entscheiden zu wollen."

Nachdem ich mich entschieden habe, gehe ich auf die Post und blättere im Telephonbuch. Der Name, den ich suche, ist bald gefunden. Es ist nämlich der bekannte Musikdirektor Goldstein. Ich kenne ihn nicht persönlich, lese aber seine beliebten, bald wohlwollenden, bald zermalmenden Referate mit Vergnügen. Telephonisch teile ich ihm folgende Tatsache mit: Man habe ein junges bedeutendes Talent entdeckt, doch es bestünde Gefahr, daß dieses Talent von ge-

wissenlosen Herren Regisseuren und Intendanten in einer bestimmten Weise ausgebeutet werde. Wohlverstanden: ausgebeutet werde, falls nicht eine Persönlichkeit von weitem und untadeligem Rufe, also etwa Herr Doktor Goldstein, hinter ihr stehe. Ich bäte ihn daher, Lia Boston zu prüfen.

„Eine Amerikanerin?"

„Eine Deutsch-Amerikanerin. Sie ist Deutsche, ihr Mann Amerikaner." Gut. Goldstein bestimmt einen Nachmittag für Lias Besuch.

Ich reibe mir die Hände und beglückwünsche mich zu dem Einfall, die Macht dieser Persönlichkeit in den Dienst meiner guten Sache gestellt zu haben.

Abends bin ich wieder im „Goldenen Kater", klatsche besonders laut nach Lias Nummer, will sie aber diesmal draußen erwarten. Der Wirt eilt mir hinterher, begrüßt mich und fragt, ob es mir nicht gefallen habe.

„Außerordentlich, doch ich bin nur Frau Bostons wegen hier. Man interessiert sich auf das Ungewöhnlichste in gewissen Kreisen für ihr Talent. Es kann geschehen, daß sie nicht mehr lange bei Ihnen singen wird."

Der Mann gibt vor, dies ungemein bedauern zu müssen, unterdrückt im übrigen seine Neugier keinesfalls. Er möchte zu gern wissen, wie und was ...

„Intendanz der hiesigen Oper," flüstere ich lächelnd und empfehle mich. Er hält mir die Tür.

Lia kommt und ist so glücklich über meine Gegenwart, daß mir warm und wärmer ums Herz wird. Sie nimmt meinen Arm, sie dreht ihr lachendes Gesicht mir zu, sie versucht in mehrfachem Trittwechsel ihren Schritt dem meinen anzupassen.

Ich fühle gewisse Strömungen, Wellen, elektrische Geheimnisse mich überfluten und belle mit letzter sittlicher Kraft: „Ich kam nur, um Ihnen zu erzählen, daß dieser Herr Hemptenmaker sein Interesse an Ihnen verloren hat."

Ihr Arm wird schwerer. Sie starrt zu Boden.

„Er hat sein Interesse verloren, weil Sie nicht sofort

ihm, ihm, ihm, und so weiter. Nachdem ich die unsittliche Grundlage dieses Förderungsversuches eines sogenannten Regisseurs erkundet hatte, war es mir klar, daß ich Ihre Person seinen schmutzigen Unternehmungen entziehen mußte."

Atempause.

Lia sagt leise: „Ja."

„Ja, gewiß," antworte ich voller Eigensinn. „Oder wollten Sie vielleicht seine Geliebte werden?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Geben Sie Ihre Zukunft nicht verloren, mein Kind. Ein Bedeutenderer wird für Sie eintreten. Ich habe mit Herrn Doktor Goldstein gesprochen — Sie kennen seine hervorragenden Kritiken — er wird Sie morgen nachmittag um fünf Uhr in seiner Wohnung empfangen."

Ihr Gesicht ist mir voll zugekehrt. O, sie ist hübsch. Ich begreife nicht, wie eine Frau hübsch sein kann, die daheim eine Nymphe mit Nachtigall stehen hat. Ihr leicht geschminkter Mund zeigt mir die gutgeformten Zähne. Es sieht fast ironisch aus, wie sie lächelt. Aber sie kennt ja nicht Ironie.

„Ja, nun lächeln Sie wieder. Ich bitte nicht zu früh. Es kann auch mit Goldstein schlecht auslaufen. Man muß auf alles gefaßt sein."

Sie schweigt, doch nicht anders, als ob sie an einer Antwort herumkaue, die sie aus irgendwelchen Gründen nicht verschlucken mag.

„Ich lächele für mich; nicht über das, was Sie denken," spricht sie undeutlich, halblaut.

Darauf antworte ich natürlich kein Wort.

Es ist dunkel um uns. Die Straße miserabel beleuchtet. Das Wetter kühl.

„Ist Ihr Gatte heute wieder im Büro?" frage ich.

„Er ist zu Hause. Wollen Sie heraufkommen?"

„Nein."

An der Haustür bleiben wir stehen. Man spricht vom Frühling, der heuer kalt sei. Auch die Verbindung in die Stadt wird erwähnt. Keine gute Verbindung, Lia muß

jedesmal umsteigen und, wenn der andre Zug nicht gleich kommt, sogar warten.

Ich merke, daß ich ihre Hand in der meinen habe.

„Nein, ich kann nicht kommen,“ sage ich.

Pause.

Sie antwortet unruhig atmend: „Das Bild mit der Nymphe ist nicht mehr da.“

Ich starre sie an.

„Ich habe es auf den Boden bringen lassen. Mein Mann hat es selbst auf den Boden gebracht.“

In dem Augenblick wird es hinter der Haustür hell. Ich stehe noch eine Minute, verwirrt, elend, beglückt. Da sehe ich Herrn Boßt die Treppe heruntersteigen. Ich drücke Lias Hand und eile davon.

Nachdem ich die Straße hinaufgestürmt, biege ich um die Ecke, bleibe stehen, atme ein paarmal tief auf. Dann gehe ich langsam weiter. So, nun habe ich mich wieder in der Kandare. Vortrefflich. Wo bin ich übrigens? Die Gegend ist finster. Unbekannt.

Plötzlich höre ich hinter mir einen leichten, raschen Schritt. Zwei Arme umschlingen mich. Sie küßt mich, einmal, zweimal, mir vergeht alle Vernunft. Ich sauge mich wie irrsinnig an ihren Lippen fest, als gälte es den letzten Abschied vor dem Tode.

Gleich darauf reißt sie sich los und läuft zurück.

Die Nacht über tanzen feurige Kreise um mein armes, verliebtes Herz, es jubiliert und schlägt aus. In einigen lichten Momenten freilich wird mir jammervoll zumute: Wie soll das weitergehen? Wohin soll diese Lügenwirtschaft führen? Doch gleich darauf fühle ich ihren Mund auf meinen Lippen, werfe mich um und herum, springe aus dem Bett und renne zu einer Staffelei. Im Keilrahmen ist neue Leinwand aufgezogen. Ich habe daselbst den Kopf einer jungen Frau im lavendelfarbenen Turban skizzenhaft umrissen. Warum ich ihr einen lavendelfarbenen Turban

auf den Lockenkopf gestülpt habe, weiß niemand, ich am wenigsten. Ein Rätsel ist das menschliche Herz. Alles ist möglich. Alle Wege führen überallhin. Ich pinsele etwas an diesem Bilde kreuz und quer herum, werfe das Malzeug fort und falle wieder ins Bett. Mit geschlossenen Augen träume ich sie mir herbei. Indessen tropft irgendwo im Raum rhythmisch die vertriebene Vernunft: wohin mit solchen Alfanzereien, mein Freund, he? Wie soll das weitergehen?

Am folgenden Vormittag warte ich, daß etwas geschieht, ohne eigentlich zu wissen, auf was ich warte. Es geschieht nichts. Mittags bringt mir die Post einen kleinen Brief. Nun, ich brauche ihn nicht erst zu öffnen, um in seliger Gewißheit ihrer Handschrift zu schwelgen.

Ich öffne ihn. Ich lese. Lia bittet mich, abends bei ihr zu sein. Es läge ihr so ungemein viel daran, daß ich sie vor ihrem Debut bei Doktor Goldstein noch einmal hörte und als Musikkenner ihr einige Winke gäbe. Das Wort „ungemein" kam nicht im Briefe vor, aber vom „Debut" sprach sie. Mich nannte sie einen „Musikkenner", genau so.

Was blieb mir anders übrig? Ich mußte hin.

Natürlich holte ich sie wieder vom „Goldenen Kater" ab. Allein hätte ich nie in ihre entfernte Wohnung gefunden. Mein Herz schlug, als sie ihren Arm an meine Hüfte preßte. Es kann auch sein, daß ich ihre Hüfte gepreßt hatte, denn wir gingen wieder Arm in Arm, ganz nahe beieinander. Als ein Automobil vorüberfuhr, rief ich es an, wir stiegen ein. Ich weiß nicht, ich dachte: jetzt würde etwas ganz Tolles kommen. Es kam aber nichts. Wir sprachen von Musik und vom Kabarett. Der Wirt, sagte sie, ersterbe in Höflichkeit. Der Konferenzier habe sie heute sogar als „Mitglied der Oper" angekündigt. Bei ihrem Auftreten sei das Publikum in Applaus ausgebrochen.

Das ist ja großartig! Ich gratuliere ihr.

„Da ist nichts zu gratulieren," antwortet sie, nimmt aber meine Hand.

Wir sehen uns an. Wieder sind diese Wellen, Strömungen, elektrischen Ströme da. Gleich wird das Tolle kommen. Ach, da hält der Wagen.

Oben erkundige ich mich formell nach ihrem Gatten.

Er ist nicht da. Ist im Büro.

Ich fragte Lia, was sie mir vorsingen wolle, und bedauerte, sie immer noch nicht am Klavier begleiten zu können. Meine Hand habe seit jener Verstauchung eine gewisse Steifheit zurückbehalten. Während ich das sagte, fixierte ich die ausgestreckte Linke. Sie ergriff meine Hand mit ihren kleinen Fingern, betrachtete sie ebenfalls und blies mit zugespitzten Lippen auf den Daumen. Ihr warmer Atem war wie Nachtwind im Mai, ein herrlicher, erregender Atem.

„Ist es der Daumen?" fragte sie leise.

„Ja. Nein, der Ringfinger."

„Der Ringfinger?" Sie blies auf den vierten. Meine Hand begann zu zittern.

„Wir wollen singen," sagte sie, die Hand fallen lassend.

„Ja, wir wollen singen."

Ich trat zurück und setzte mich auf den Diwan. Jetzt erst sah ich, daß sich die Nymphe mit der Nachtigall nicht mehr im Zimmer befand. Die Staffelei fehlte. Der Diwan war in die Ecke gerückt.

Sie beobachtete mich, doch als ich aufblickte, steckte sie ihren Kopf mit dem kurzen Lockenhaar in die Noten.

„Was soll ich singen?" fragte sie.

„Gretchen am Spinnrad von Schubert."

Nein, das mochte sie nicht. Es mußte eine Arie sein. Ob ich ihr nicht raten könne, welche Arie Herrn Doktor Goldstein am besten gefallen dürfte. Ich müßte das doch wissen.

„Wie soll ich das wissen? Ich verstehe ja nichts von Musik ..."

„Ja, das kenne ich nun schon," lächelte sie, ohne den Kopf zu heben.

Ich begab mich zu ihr. Sie blätterte in Büchern und

Heften. Während sie blätterte, schaute ich teils auf die Noten, teils auf sie. Gelegentlich fragte ich: „Ob das was ist?" und beugte mich tiefer, denn dann kitzelte mich ihr Haar auf betörende Weise. „Ach, nein," sagte sie, „das ist wohl nichts." Ich weiß nicht, ob auch sie das Kitzeln merkte, denn nach einer Weile ließen ihre Hände ab, weiter zu blättern, unsre Wangen näherten sich, wir spürten die Wärme des Blutes, ich zitterte auf und umschlang sie.

Langsam öffnete sie die Lider, während ich an ihrem Munde hing, schloß sie abermals und beugte sich so weit zurück, daß ich sie festhalten mußte. Ich sagte kein Wort, sondern tiefatmend, mit meinem gierigen Blick sie verbrennend, suchte ich ihre Augen. Sie sah mich ebenfalls an, blinzelte ein wenig, lachte dann und fuhr sich mehrere Male mit beiden Händen über die Haare, gleichsam um sie zu ordnen.

„Soll ich singen?" fragte sie kurz, ohne Betonung.

Ich nickte.

Da schaute sie wieder in ihre Noten. Doch kaum hatte sie den Blick hineingeworfen, als sie auch schon die Bücher zuschlug, sich jäh umdrehte und mich mit ihren schwarzen Augen so toll anfunkelte, daß ich langsam, wie unter Bann, auf sie zuging.

Ich legte meine Hände an ihre Wangen, glitt den Hals hinunter, packte die Schultern, die nackten Arme und preßte sie heftig an mich. Sie schrie leise auf.

Wieder glühten wir in unsinnigen Küssen auf wie Stahl im Hochofen, zerschmolzen in Hitze, kannten keine Grenze des Begehrens.

Draußen ging eine Tür.

Ich fuhr zurück.

Sie legte die Hand an ihre Stirn, bog den Kopf zurück und verharrte so mit offenem Munde atmend, lauschend.

„Dein Mann ..." flüsterte ich.

Sie antwortete nichts. Nur ihre kleine rote Zunge kam zwischen den karminfarbenen Lippen hervor wie das Köpf-

chen eines Feuersalamanders, bewegte sich hin und her und verschwand.

Ich ging auf Zehenspitzen zu einem Stuhl und setzte mich. Man bemerke diese Torheit, daß ich auf Zehenspitzen ging.

Lia öffnete die Tür.

„Bist du's?" fragte sie. „Herr Jensen ist da."

Keine Antwort.

Sie trat ins Zimmer zurück und sagte: „Wir haben uns geirrt."

Trotzdem ging sie jetzt nicht etwa zu mir, sondern ans Klavier, nahm Platz und griff ein paar Akkorde. Nach wenigen Minuten glaubte ich mit ziemlicher Deutlichkeit zu hören, daß jemand mit einem Schlüssel die Flurtür öffnete und leise wieder einschnappen ließ. Auch Lia mußte es gehört haben. Sie verließ ohne ein Wort den Raum. Draußen hörte ich sie nach ihrem Manne rufen.

Als sie wiederkam, sah sie müde und blaß aus.

Es ist still im Zimmer. Aus einer Wohnung über uns summt in stürmischem Stampfen eine Nähmaschine.

Lia läßt nun endgültig die Musik, legt sich auf den Diwan, die Arme unterm Kopf verschränkend. Das Kleid, in dem sie aufzutreten pflegt, ist kurz genug, um in dieser Lage mehr als nur ihre Knie zu zeigen. Eng genug, um mich erneut und heftiger zu verwirren.

Sie spürt es, hebt den Kopf und sieht mich an. „Komm her," lächelt sie.

Ich lege mich halb sitzend an ihre Seite. Sie blickt in die Luft.

„Du brauchst vor meinem Mann nicht Bange zu haben. Er ist abgeschoben, weil er gehört hat, daß du da bist."

Ich hebe den Kopf: „Begreifst du das?"

„Selbstredend."

„Pfui Teufel."

„Ja, das sagst du so. Aber wenn er's nicht täte, liefe ich ihm weg, das weiß er. Und schließlich und endlich will er doch beweisen, daß er kunstverständig ist. Du protegierst mich doch."

Ich springe auf. Das wird mir zuviel.

Sie richtet den Kopf empor: „Was hast du?"

Ich stelle mich vor sie hin. Erregt frage ich: „Habt ihr Geld?"

„Was heißt das?"

„Ich meine, er ist stellungslos?"

„Was geht das dich an?"

„Du verdienst für ihn?"

„Vielleicht."

„Und der Kabarettwirt hatte gekündigt?"

Sie schweigt.

„Hab' ich recht?"

„Gib mir eine Zigarette."

Ich greife zur Schachtel. Sie ist leer. Taste in meinen Taschen. Nichts.

„Laß," winkt sie. „Ist egal."

Ich stehe da und starre zu Boden.

Lia hebt ein wenig das linke Bein und wippt mit dem Fuße. Der seidene Schuh hängt nur an den Zehen. Er fällt hinunter. Ich hebe ihn auf und ziehe ihn ihrem Fuße wieder an. Währenddessen richtet sie sich empor, auf beide Arme gestützt sieht sie mir zu.

Nun gibt es kein Zurück mehr. Ich bin überzeugt, daß zwischen uns Klarheit herrschen muß. Ich muß es wissen, ob sie mich liebt und gestehe plötzlich alles. Sie sei, stammele ich, von mir betrogen worden. Ich könne als gänzlich beziehungslos gelten, kenne niemanden. Doktor Goldstein habe ich zum Beispiel telephonisch angerufen, weil sein Name im Fernsprecherverzeichnis stand.

Lia ist während dieses Geständnisses in der aufrechten Haltung, die sie beim Anziehen des Schuhes einnahm, geblieben. Da ich sie scharf beobachte, entgeht mir nicht ein gewisses Erstaunen, ja Betroffensein in ihren Zügen.

Ehe indessen meine Replik ganz beendet ist, hat sie sich wieder auf den Rücken gelegt.

Jetzt stehe ich auf und sage: „Es ist meine traurige Pflicht

gewesen, dir das mitzuteilen. Du kannst es auch deinem Manne sagen. Mit unsrer Liebe ist es ja nun wohl aus."

Sie dreht den Kopf ein bißchen zu mir hin, daß sie mich besser ansehen kann, und bemerkt leichtfertig: „Gut schwindeln ist auch eine Kunst."

„Du glaubst es mir nicht?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Ich schwöre es dir."

„Bei wem schwörst du?"

„Bei wem du willst. Ich kann es wahr und wahrhaftig beschwören."

Da hebt sie die Arme, ich beuge mich zu ihr. Sie umschlingt mich und drückt meinen Kopf an ihre Brust. Ich atme den Duft der warmen Haut und fange an, sie ganz sinnlos zu küssen. Lia ist nicht weniger temperamentvoll. Ich danke den Himmlischen, daß ihre Liebe nicht Berechnung war, sondern Liebe ist, vergesse alle Musik, alle Gesangspläne, alle Protektionen und male mir ein seliges Leben zu zweien aus. Ich will sie skizzieren, bitte sie, mir Modell zu stehen. Sie nickt und küßt mich. Es ist eine Stunde, um die alle Götter mich beneiden müssen.

Zwischendurch durchwandert die traurige Figur ihres Mannes flüchtig mein Gedächtnis. Stand er damals nicht auf der Straße? Wartete, bis ich das Haus verlassen?

Ja. Armes Geschöpf, Kreatur aus dem Schattenreich. Man sollte ihn stundenweise bezahlen. „Und warum läßt du dich nicht von ihm scheiden?"

„Er will doch nicht."

„Wie? Er will nicht?"

„Nein. Jeder liebt auf seine Weise. Man darf nicht alles über einen Kamm scheren. Wahrscheinlich glaubt er, mit seiner Methode noch eine gewisse moralische Beeinflussung auf meine Person auszuüben. Er denkt eben, eines Tages verliert er mich doch. Da sagt er sich: auf die Weise schiebe ich wenigstens den Termin noch ein bißchen hinaus."

Was sie sagt, ist schlecht ausgedrückt, ist frivol, doch zu-

gleich herrlich frei vom Druck alltäglicher Bekümmernisse. Ich fühle mich durch sie beflügelt, ja, erregt und hemme nur darum dem letzten Begehren, weil ich weiß, daß diese Frau von heute ab mein ist und die Stunde des Glücks uns sehr bald schlagen wird.

An diesem Abend sang mir Lia nichts mehr vor. Sie hatte auch ohnedem auf den Kritiker Herrn Doktor Goldstein Eindruck gemacht. Jedenfalls erzählte sie mir, überwältigt von soviel Kunstverständnis, daß er ihr schon nach der ersten Arie bedeutsame Winke gegeben habe und sich am Ende erboten habe, ihr Unterricht zu erteilen.

Ich gestehe, daß ich anfänglich etwas erstaunt war; wußte ich doch nicht, daß Doktor Goldstein auch Gesangsstunden gab. Ja, er komponiere sogar und habe ihr in Aussicht gestellt, bei befriedigendem Fortgang dieser Stunden sie mit seinem Freunde, dem berühmten ersten Kapellmeister an der Oper, Martin Ungenaus, bekannt machen zu wollen.

Während Lia mir dies erzählt, tanzt sie in meinem Atelier herum, dreht sich, daß der Rock fliegt, und gibt mir alle Augenblicke einen Kuß.

Übrigens haben wir an diesem Tage nicht viel Zeit, das heißt, ich habe schon Zeit, doch Lia muß an ihr Kabarett denken. Sie ist noch nicht einmal dafür angezogen, saust die Treppe hinunter und wirft mir Kußhände zu. Ich winke ihr auf die Straße hin nach. Sie winkt ebenfalls.

In meinem Lehnstuhl sitzend habe ich Muße, über den wunderlichen Pfad dieser Liebe nachzudenken und dem göttlichen Zufall meiner Verirrung in jenes unbekannte Stadtviertel Dank zu wissen.

Am folgenden Tage hat Lia ihre erste Stunde bei Doktor Goldstein. Sie wollte, wenn irgend möglich, noch zu mir heraufspringen und alles erzählen. Nun, dazu kam es nicht, weil Doktor Goldstein erst später begann und korrekterweise auch später die Stunde schloß. Lia telephoniert es mir in fliegender Eile zu. Sie muß zum „Goldenen Kater".

Den nächsten Morgen finde ich einen Brief vor, in dem meine verheiratete Schwester mich dringend bittet, sie auf ihrem Landsitze bei S. aufzusuchen. Keine gute Nachricht anscheinend. Ich lese den Brief noch einmal langsam und verstehe nun auch, was geschehen ist. Ihr Mann ist gestorben. Ich hatte diese betrübliche Tatsache anfänglich überlesen. So muß ich denn reisen, eine Absage ist kaum möglich.

Drei Tage später bin ich wieder zu Hause. Sofort setze ich mich mit Lia in Verbindung und verspreche ihr, sie von der Gesangstunde abzuholen.

Da stehe ich nun unten vor Doktor Goldsteins Haustür und warte. Sie sollte schon da sein, doch ich muß damit rechnen, daß die Stunde später angefangen und dementsprechend später aufgehört hat. Mit einem Male bin ich schlechter Laune. Jetzt habe ich fünfundzwanzig Minuten gewartet. Man darf es ohne Übertreibung rücksichtslos nennen, jemanden derart lange im windigen April auf einer steinernen, häßlichen Straße stehen zu lassen. So schelte ich — da öffnet sich die Haustür, Lia lacht mich an.

Ich habe sie fünf Tage nicht gesehen und bin erstaunt, wie schön sie geworden ist. Ihre Figur erscheint mir noch schlanker, ihr stets heiteres Gesicht noch besonnter zu sein. Immerhin bin ich vom Warten verstimmt und brumme über ihre Verspätung.

Ja, über dem Partienstudium sei die Zeit verflogen. Sie bittet herzlich um Verzeihung.

„Studiert ihr denn schon Partien?"

„Gewiß," nickt sie, „alles."

„Wohl auch Leidenschaftsszenen wie bei diesem Hemptenmaker?"

„Warum nicht? Meinetwegen kann er doch die Stücke nicht umschreiben."

Ich schweige gereizt. Lia schaut geradeaus. Da gestatte ich mir die Frage, wie teuer diese Stunden seien. Ich sei entschlossen, die Kosten zu übernehmen.

„Wie teuer? Der Doktor gibt mir doch umsonst Stunde.

Ein solches Talent entdecke man nicht jeden Tag, hat er gesagt."

Darauf erwidere ich nichts. Langsam steigt aus den dunklen Gründen meiner Seele ein widerliches Ungetüm empor: ich bin auf Doktor Goldstein eifersüchtig.

Indessen müßte ich ein Tor sein, wenn ich mir etwas anmerken ließe. Ich erwidere freilich, daß mir diese Art, gleich etwas umsonst zu geben, verdächtig erscheine. Ich bäte sie doch, Herrn Doktor Goldstein um Fixierung seiner Honorarforderungen zu ersuchen. Wie gesagt, ich würde diese Forderungen aus eigener Tasche begleichen.

Statt geordneter Antwort fragt Lia mich, warum ich denn so einen „Trauerkranz" um den Ärmel trage. Ob was passiert sei?

„Mein Schwager ist gestorben."

„Bist du traurig?"

„Gewiß."

Sie nickt und sagt: „Ich sehe nicht ein, warum dieser Doktor Goldstein nicht mal etwas für ein Talent tun soll? Wozu ist er denn Kritiker? Außerdem komponiert er. Bei einem Pressetee soll ich Lieder von ihm singen."

„Ist er noch jung?"

Sie klatscht in die Hände: „Eifersüchtig, eifersüchtig!"

„Keine Spur," erwidere ich mit merklicher Schärfe im Ton.

Sie hängt sich an meinen Arm. „Ja, was soll man denn tun? Du protegierst mich erst zu ihm hin, und dann willst du mich wieder weg kriegen. Zu deinem Hemdenmacher bin ich nicht noch einmal hingestiefelt. Bei Goldstein bleibe ich."

„Benimmt er sich korrekt?"

„Mir ist es ganz egal."

„Aha."

„Wieso aha? Ich liebe ihn doch nicht. Da soll er sich benehmen, wie er lustig ist."

Ich würde ihr schon eine passende Antwort darauf geben, wenn ich ihre aphroditische Nähe nicht so heftig spürte. Da kann ich nichts sagen, sondern bin einfach unglücklich.

Nicht nur unglücklich bin ich, sondern würdelos. Am folgenden und übernächsten Abend warte ich, hinter einer Anschlagsäule verborgen, auf Lia. Kenne ich doch genau die Stunde, in der sie das „Kabarett zum Goldenen Kater" verläßt. Zweimal schlägt sie wie alle Tage den Heimweg ein. Am dritten Abend geht sie in andrer Richtung. Ich verfolge sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Nach zehn Minuten überkreuzt sie den H.-Platz, bleibt auf einer Verkehrsinsel stehen und sieht sich um. Kaum zwei Minuten später hält ein Automobil an dieser Insel. Ich sehe, daß sie nicht nur in den Wagen hineingrüßt, sondern auch hineinsteigt und abfährt.

Da stehe ich nun. Es ist gut, sage ich. O, ich bitte sehr, keine Trauer! Immerhin weiß man doch, was und wie. Übrigens habe ich mir wie ein Polizist die Nummer des Taxameters gemerkt. Ich notiere sie auf einem alten Straßenbahnschein beim Lichte des großen Mittelkandelabers.

Wie ich nun, Bleistift und Zettel gemächlich einsteckend, meinen Blick hebe, sehe ich einen Herrn vor mir, der grüßt mich.

Die Brille, der hellgraue Mantel, das welke Gesicht — wohlbekannt. Ja, es ist der Beamte Boßt.

Also wir begrüßen uns und wissen sogleich, warum wir hier sind. Da er schweigt, begehe ich aus reinem horror vacui die Dummheit, ihn zu fragen, wohin er wolle, und ob ich ihn begleiten dürfe. Die Frage fesselt mich mindestens für eine halbe Stunde an diesen Narren. Es geschieht mir recht, denn ich hätte mir die Phrase ersparen können.

Boßt hat nichts Belangvolles vor. Er will heimgehen. So wandeln wir also nebeneinander, räuspern uns, bemerken dies, bemerken jenes, sagen „ja" und fragen „wie?" Beide denken wir wohl nicht an das, was wir da reden.

Der Weg führt an einer Parkanlage vorüber, deren Flieder- und Holundersträucher zartgrüne, von entfernter Gaslaterne kristallen durchleuchtete Blättchen tragen. Es

muß kurz vorher hier gesprengt worden sein. Ein kühler, erd-würziger Geruch liegt über dem jungen Grase.

Da ist eine Bank. Ich glaube nicht zu irren: Boßt scheint müde. Er schreitet unsicher, bleibt stehen und schiebt atmend den Hut aus der Stirn.

„Setzen wir uns einen Augenblick," schlage ich vor.

Er nickt, nimmt Platz. Ich neben ihm. Es ist dunkel über diesem Fleck Erde. Nur die gelben Blüten einer Forsytia glänzen, vom Licht der Laterne getroffen. Dunkle Büsche hocken hie und da unkenntlich eingemummt. Dunkel ist auch der Himmel. Nicht Gewölk, nicht Sterne. Leerer Himmel über dem Steinmeer.

Boßt hustet, räuspert sich und sagt: „Früher da war gleich bei unserm Hause eine Autohaltestelle —"

„Haltestelle?"

„Ja, eine Stelle, wo sie standen. Wo Autodroschken standen. Ich hatte damals einen einkömmlichen Posten. Sonntags fuhren wir oft ins Grüne. Ich hatt' es ja."

Ich greife in die Westentasche. Dort steckt der Straßen-bahnschein. Die Nummer habe ich vergessen. Trotzdem hole ich den Schein hervor. Boßt schaut auf. In der Dunkelheit geht es nicht an, die Nummer zu lesen.

Was da drauf stehe, fragt er.

„Die Nummer des Automobils."

Er antwortet nicht.

„Man könnte ohne Schwierigkeit beispielsweise feststellen, welches Auto das gewesen und wohin es gefahren ist."

Boßt schweigt.

„Nun, mir ist es ja gleich," setze ich gereizt hinzu.

Wieder ist es still. Dumm komme ich mir vor, wie ich hier mit einem entlassenen Beamten auf dunkler Bank sitze. Zeit ist's, nach Hause zu gehen.

Da räuspert er sich abermals umständlich und spricht, in-dem er die linke Hand mit gekrümmtem Zeigefinger lehrhaft emporhebt: „Ich glaube, daß ich nun bald wieder eine Stelle habe. Der Herr Geheimrat hat mir's zugesichert.

Ja!" Er läßt die Hand sinken, beugt sich müde vor. „Wenn's nur so lange noch hielte. Dann brauchte Lisbeth ja nicht beim Kabarett zu singen, sehen Sie mal."

Erstaunt wende ich mich ihm zu: „Wie? Wollten Sie nicht, daß ich Ihre Frau protegiere? Mit welchen Mitteln es auch sei? Ich erinnere mich, daß Sie mir einmal die Ehre Ihres Besuchs gaben."

Boßt nickt mehrere Male und antwortet, den Brillenblick starr auf die leuchtende Forsytia gerichtet: „Ein halbes Jahr bin ich ohne Stelle. Vier Monate verdient Lisbeth, mein Herr! Verdient vermittels ihres Gesanges, den sie, wie gesagt, in der Jugend pflegte. Wenn ich schon verdienen soll, sagte sie, dann will ich auch weiter in die Höhe, dem Ruhme entgegen. Da sieh du zu, wie du mit mir fertig wirst. Was versteht so einer wie ich von Kunst! Ja, nun bemerken Sie, verehrter Herr, daß ich nachgeben muß. Ihre Kunst erheischt es —"

Böse unterbreche ich ihn: „Nicht ihre Kunst, sondern Ihre Angst vor der Scheidung."

Boßt scharrt mit dem Fuße. Er nimmt seinen Hut vom Kopfe, bürstet den Rand mit dem Mittelfinger der rechten Hand und setzt ihn wieder auf.

Endlich sagt er leise: „Dafür, daß ich so eine Künstlerin haben darf, ich meine, verstehen Sie, nicht so ‚haben', — das auch, gewiß, doch nicht soviel meinte ich gleich, sondern ich meinte: sie ist doch meine angetraute Frau, verstehen Sie: dafür muß ich meinerseits Rücksichten nehmen. Ja," er hebt den Kopf, „eine Künstlerin will in Samt und Seide gehen. Ich hatte auch mal einen guten Batzen auf der Bank. Alles abgebaut vom Herrn Staat." Er reibt Daumen und Zeigefinger zusammen, „kein Funzel mehr da. Alle Teller abgeleckt. Wenn ich aber jetzt doch wieder eine Stellung habe, glauben Sie, daß da Lisbeth noch weiter Musik machen wird?"

Ich muß lachen. Der Mann ist ja verrückt. Schließlich zucke ich ärgerlich die Achseln.

„Glauben Sie," fährt er lebhafter fort, „daß sie nicht wieder Sinn für Häuslichkeit, für ihr Kind —"

„Sie hat ein Kind?"

„Ja, es heißt Eleonore. Wollen Sie es einmal sehen?"

„Nein."

„Lisbeths erster Weg, wenn sie abends von der Arbeit kommt, ist zur kleinen Ele ihrem Bettchen. Ja, mein Herr, das ist nicht zu unterschätzen. Mann und Kind und eigenes Heim. Vielleicht kehrt sie wieder zurück, wenn ich ihr sage: da, nun habe ich meine Stelle. Bitte schön, hier ist dein Wirtschaftsgeld und dort liegt dein und mein Kind, unsre Eleonore. Mein Herr, ich halte viel von Kunst, doch das sage ich Ihnen: ein schlichtes Eheglück kommt an vorderster Stelle. Aber, wie gesagt, ich muß erst Geld haben."

Jetzt halte ich es nicht mehr aus, sondern erhebe mich.

„Wollen Sie den Straßenbahnschein?" frage ich und reiche ihm das Blatt. „Doch vielleicht interessiert Sie die Nummer nicht?"

Da senkt sich sein Kopf, als welke er. Langsam steht er auf, schiebt den Hut zurecht und geht.

Ich stehe noch vor der leeren Bank.

„Guten Abend!" rufe ich ihm nach. Er grüßt höflich, ohne sich umzudrehen.

Ich sitze in meinem Atelier und male. Dame mit hellblauem Turban. Ein unklares Bild, das mich quält und nicht gelingen will.

Da klingelt es zweimal, kurz hintereinander.

Ich male weiter.

Noch einmal schlägt kurz und leicht die Klingel an.

Ich lasse die Pinsel fallen und öffne so wie ich bin, in Schürze, mit farbigen Händen.

Lia ist gekommen. Ihr Gesicht festlich erleuchtet wie eine Villa, in der große Abendgesellschaft ist. Ich weiß schon warum, wende mich zur Waschtoilette und säubere mich.

„Mal nur weiter," ruft sie, mein Bild betrachtend, „soll ich das sein?"

„Nein."

Sie geht auf mich zu: „Du, was hast du?"

„Nichts, natürlich. Ich bin neugierig, was du mir erzählen wirst."

„Was glaubst du wohl, was alles inzwischen geschehen ist?" fragt sie mit erleuchteten Fenstern.

Ich trockne mir die Hände ab. „Du hast Stunde gehabt. Diesen und jenen kennen gelernt. Bist Auto gefahren."

Sie kommt nahe an mich heran: „Warum willst du mir keinen Kuß geben?"

Ich schweige. Schwer ist die Luft. Sie faßt mich an den Ohren und küßt langsam meinen Mund. Was für eine Frau! Wer kann dies alles ertragen, ohne zu verzweifeln an der Menschheit.

„Also," lacht sie, „ich habe Herrn Kapellmeister Ungenaus kennen gelernt, bin vorgestern abend mit Doktor Goldstein zu ihm gefahren, habe gesungen, sehr viel Lob geerntet. Ungenaus sprach von meinem Debut in der Oper. Ich soll mit ihm die Dalila studieren."

Ich nicke, freue mich ihrer Erfolge.

Sie wirft sich in einen Stuhl, schlägt die Beine übereinander und erzählt von Ungenaus. Der Herr sei schon ein bißchen dick. Groß, kräftig, blond. Spreche mit lauter dröhnender Stimme. Einmal habe er ihre Hand etwas sehr lange geküßt, da sei Goldstein gleich unruhig geworden. Na, nicht unruhig, „unruhig" sei wohl zu viel gesagt, habe nur den Klemmer abgenommen, aufgesetzt und wieder abgenommen und wieder aufgesetzt. Bißchen eifersüchtig, der Esel.

Ich stelle mich vor mein Bild und betrachte es.

Lia sagt: „Ich dachte erst, das solle ich sein. Du wolltest mich doch malen?"

„Ja."

„Wann denn?"

„Damals."

„Damals? Warum machst du denn so ein komisches Gesicht?"

Ich stehe immer noch und vergleiche Bild und Modell. Auf meinem Bilde sind Lias Züge auch erleuchtet, doch so als ob die Sonne in den Fenstern läge. Alles ist anders. Das Bild lügt. Weg damit! Schon habe ich den Spachtel ergriffen und wie einen Dolch durch die Leinwand gestoßen. Meine Wut hat nicht genug. Ich hebe das Bein so hoch wie ein Tänzer und trete mit dem Absatz mitten hinein.

Lia hat sich wachsbleich erhoben.

Ich lasse die Arme fallen und bin ohne Zorn. Das Ideal ist zerstört. Eine Frau steht vor mir. Was soll's noch viel damit ...

„Warum hast du das getan?" fragt sie.

Ich kann nicht sprechen.

Sie streicht über mein Haar. Einmal, zweimal. Zart und fragend. „Bist du eifersüchtig? Geh, du! Du hast mich doch selbst an Goldstein empfohlen! Soll ich wieder zurück ins Elend?"

„Wieweit bist du schon?"

Sie läßt die Hand sinken. „Wieweit? Er hat mich ein bißchen angefaßt. Ich liebe ihn ja nicht. Da wasch' ich mich, und dann ist's fort. Der Herr Kapellmeister will wohl mehr, doch ich überleg's mir noch zweimal. Und darum bist du eifersüchtig? Komm, hier sollst du was haben." Sie nimmt meine Hand, hebt sie an ihre Brust und schiebt sie in den Kleidausschnitt. Ich fühle die heiße Haut und fahre zurück. Sie läßt den Kopf sinken.

„Was willst du denn nun von mir? Rede doch!"

Es geht wirklich nicht mit dem Sprechen. Kein Wort kommt heraus.

„Sieh, ich bin dir doch so dankbar, daß du mich an die Herren gebracht hast. Aus all dem Dreck hast du mich befreit, denn wenn ich auch die Stimme habe und das Talent, welches der Herr Kapellmeister ‚hervorragend' nannte, ich

benötigte doch der Protektion. Nun bin ich so weit und jetzt willst du es nicht mehr. Wie soll ich das verstehen? Da ist doch keine Logik drin?"

Ich drehe mich langsam zu ihr: „Wie ist es doch, Lisbeth ... hast du nicht eine kleine Tochter Eleonore?"

Sie wird dunkelrot. „Woher weißt du das?"

„Was wirst du ihr antworten, wenn sie einmal fragt —" ich breche den Satz ab, weil ich ihn als blödsinnig erkenne. Er hat so wenig Lebenswert noch wie die Nymphe mit der Nachtigall.

„Hast du Eleonore gesehen?"

„Nein."

„Was ich ihr antworten soll? Gar nichts. Ich stehe auf allen Anschlagsäulen. Was wird da meine Tochter viel fragen! Ach, du bist ein armer Mann. Dumm bist du. Ja, ja. Ich habe dich lieb, gerade dich, niemanden sonst, daß du's weißt, und niemanden werde ich lieb haben wie ich dich lieb habe, aber du willst es ja nicht."

Ich finde keine Kraft mehr, mich zurückzuhalten, sondern lege meinen Kopf an ihre Schulter, als wollte ich weinen. Doch ich weine nicht, sondern trinke nur noch einmal diesen zarten Atem ihrer Haut, sehe sie an und lächle.

„Nun gehst du bald ganz fort," sage ich leise.

„Du sollst mich nicht für undankbar halten. Ich habe zum Beispiel um zwölf Uhr bei Doktor Goldstein zu sein, doch wenn du es willst bleibe ich hier."

Ich schüttle den Kopf.

„Willst du mich haben? Ich schenke dir alles. Du sollst nicht sagen, daß ich undankbar bin."

Alle Geister der Nächte, die feurigen Ringe umtanzen mich wieder. Ach, diese Einsamkeiten!

Sie steht immer noch auf Antwort wartend vor mir. Den süßen Mund leicht geöffnet, daß die Zähne sichtbar sind. Die schwarzen Augen fragend und voller Glanz.

Ich nehme ihre Hände, küsse sie, lasse sie fallen.

Aus meinem Wohnzimmer schlägt die alte Bouleuhr

zwölf blecherne Stunden. Ich zähle sinnloserweise die Schläge. Auch Lia zählt sie.

„Zwölf," sagt sie.

„Es ist Zeit, daß du gehst."

„Noch zu früh."

Ich sehe sie an.

Sie blickt zur Erde. „Schade um das schöne Bild. Doch das Gesicht ist noch heil." Sie bückt sich. „Darf ich's mir mitnehmen?"

„Es ist naß."

„Schenkst du es mir?"

Ich nicke.

„Ich hole es ab, wenn es trocken ist."

„Ich schicke es dir zu."

„Nicht nötig. Mach dir keine Umstände. Ich lasse es abholen."

Eine lange Pause breitet sich aus wie Nebel über einer Wiese.

Sie reicht mir die Hand. „Ich danke dir noch einmal für alles."

„Du quälst mich mit diesem Dank."

Sie geht zur Tür, lehnt sich an den Pfosten. Zu Boden blickend spricht sie leise: „Du hast mich abgewiesen. Nun ist's ja egal, wer mich hat."

Heftig, vielleicht von Schmerz gepackt, dreht sie sich zum Ausgang. Ich sehe ihr Gesicht nicht mehr.

„Adieu," sagt sie, ohne sich umzudrehen.

„Lebewohl."

Die Tür schließt. Die Schritte verhallen. Ich stehe noch eine Weile dort, wo ich gestanden. Dann begebe ich mich an die Staffelei, um zu arbeiten.

Die Fahrt ins Feuer

Eduard Schulze, seit drei Jahren Dr. phil. und seit einem Jahr am Humanistischen Gymnasium Stefaneum in Annenstedt am Harz als Studienassessor angestellt, erwachte eines Morgens mit einem unsicheren Gefühl. Was war das für ein Gefühl? Es war, kurz angedeutet, nicht frei von Peinlichkeit, war der Nachhall eines Traumes, unklar einerseits und doch wieder deutlich, jedenfalls deutlich in bezug auf etwas Bestimmtes. Eduard Schulze lag, obwohl seine kleine Weckuhr auf dem Nachttisch schon geschnurrt hatte und auf fünf Minuten nach sieben zeigte, noch eine Weile mit halbgeschlossenen Augen da und überlegte. Vielmehr, er überlegte nicht eigentlich, er empfand nur schwere, süße Müdigkeit und Verdruß darüber, daß er um acht Uhr bereits in der Sekunda auf dem Katheder zu stehen und über Ciceros Rede de virtute einige einleitende Worte zu sagen hatte. Doch um auch dies zu berichtigen: Er ärgerte sich nicht über die einleitenden Worte, nicht über die Rede de virtute, sondern ganz einfach darüber, daß er nicht länger so liegen und mit halbgeschlossenen Augen zurückträumen konnte.

Dringender entsteht nunmehr die Frage danach, was denn Eduard Schulze diese Nacht geträumt hatte. Doch gerade hierüber möchte ich einstweilen nur zögernd Auskunft erteilen, um nicht dem Verdachte Raum zu geben, daß der Held unsrer Geschichte denen angehöre, die bei geschlossenen Vorhängen sofort einer sittenlosen Phantasie freien Zutritt gestatten. Tagsüber ein tugendhaftes Leben vortäuschend, strafen sie nächtlicherweile alle ihre Predigten Lügen. Ich möchte also nur soweit den Vorhang über Eduard Schulzes Traum lüften, als er selbst ihn etwa einem vertrauten Freunde erzählt hätte.

Eduard Schulze träumte diese Nacht von seiner Wirtin. Seine Wirtin, Frau Qual, zählte etwa fünfundvierzig, acht-

undvierzig Jahre, war Witwe, keineswegs schön, auch keineswegs ungebildet, sondern Frau eines Bahnbeamten, brav, ehrsam, dabei von gutem Humor und verträglichem Geiste. Sie pflegte jeden Morgen ihrem Zimmerherrn das Frühstück zu bringen, pflegte anzuklopfen, einzutreten, „Guten Morgen, Herr Doktor" zu schmettern und das Frühstück auf den Tisch zu stellen. Dabei war Frau Qual weder prüde noch lüstern, noch sonst irgend etwas, das Schnüfflern Gelegenheit gegeben hätte, ihre Nase hineinzustecken. Nur hatte sie eben die Gewohnheit, zur bestimmten Stunde einzutreten, Kaffee, Butter und Brötchen hinzustellen und wieder hinauszugehen, ganz gleichgültig, ob Doktor Schulze sich noch wusch oder schon die Krawatte band. Anfänglich war er darüber einigermaßen verdutzt gewesen, doch Frau Qual hatte unbedenklich ausgerufen: „Ziehen Sie sich nur ruhig an, Herr Doktor. Ich bin schon so alt, ich schau gar nicht mehr hin."

Von dieser Frau hatte Eduard Schulze geträumt, daß sie, nur mit einem Badetrikot bekleidet, jugendlich strahlend sein Zimmer beträte und sich auf seinen Bettrand setzte. Es war aber ein andres Zimmer als das, welches er bewohnte, nämlich elegant und geräumig wie man es in Films sieht, mit Ottomanen, Tigerfellen und einem Kamin. Es war auch eine andre Frau Qual, nicht mehr die fünfundvierzigjährige humorvolle Witwe, welche gar nicht mehr hinschaute, songern gerade eine, die hinschaute und die Grund dazu hatte, hinzuschauen sowohl ihretwegen als seinetwegen.

Das ungefähr war im großen ganzen Doktor Schulzes Traum. Er sann ihm mit zwiespältigem Gefühl nach. Plötzlich sprang er aus dem Bett und schloß die Tür ab. Zehn Minuten später klopfte es, während gleichzeitig die Klinke niedergedrückt wurde.

„Einen Augenblick, Frau Qual!" rief Eduard Schulze, „wenn Sie einen Augenblick das Tablett vor die Tür stellen wollen. Ich wasche mich gerade."

Besorgt lauschte er in Richtung auf die Tür hin. Sekundenlang breitete sich Stille aus. Dann vernahm er Frau Quals

Stimme: „Es ist aber hohe Zeit, Herr Doktor!" Danach wiederum hörte er ein Klirren, welches ihm anzeigte, daß sie sein Kaffeegeschirr auf den Fußboden vor die Tür gestellt hatte.

Hastig wusch er sich, kämmte sich, putzte sich die Zähne und öffnete ängstlich die Tür. Da stand das Tablett. Er hob es auf und lauschte abermals. Von der Küche her vernahm er Klappern. Seine Wirtin. Er überlegte noch einen Augenblick, ob er ihr irgend etwas Verbindliches über den Korridor zurufen sollte, trat dann aber schweigend ins Zimmer zurück und frühstückte.

Auf dem sehr eiligen Wege ins Gymnasium fragte er sich, woher es komme, daß er heute mehr als sonst an Frau Qual denken müsse, daß Frau Qual — die richtige, nicht die geheimnisvolle seines Traumes — ihm heute sogar besonders sympathisch sei. Schließlich hatte er sich sonst wirklich nicht viel um sie gekümmert; nun aber beschloß er, ihr mit mehr Wärme entgegenzukommen, sie nach ihrem verstorbenen Manne, dem Bahnbeamten, auszufragen, sich nach ihrer Ehe zu erkundigen, ob diese Ehe glücklich gewesen und ob sie Kinder als Früchte gemeinsamer Verbindung gezeitigt habe.

Plötzlich, zwanzig Schritt vor dem Portal des Gymnasiums, fiel ihm das Ungereimte seiner Gedanken auf. Er befahl sich stirnrunzelnd Sammlung, Konzentration, Aufmerksamkeit und lenkte alle Gedanken auf die bevorstehende Unterrichtsstunde.

Die Klasse erhob sich, als er eintrat. Dieser gewohnheitsmäßig ausgeführte Gruß erfüllte ihn stets mit leichter Befriedigung, gab ihm die geistige Stütze, welcher er bedurfte, um seine Darlegungen einwandfrei und logisch aufzubauen. Er wußte, daß keineswegs alle Schüler aus ehrfürchtigem Gefühl heraus ihm diesen Morgengruß boten. Er wußte, daß sich renitente, obstinate Knaben unter ihnen befanden, die hinter dem Rücken des Vordermannes dummes Zeug trieben, die Backen aufbliesen oder die Zunge vor den Unterkiefer legten und die Augen glotzartig heraustreten ließen, um damit ihre Nichtachtung dieses symbolischen Grußes

darzutun. Er wußte es — ihm konnte man nichts vormachen! — aber er beachtete es nicht. Jugend ist eben töricht, und daß den Unbegabteren unter ihnen obendrein die Achtung vor dem humanistischen Geiste mangelte, war eine Tatsache, die ihn deshalb noch nicht veranlaßte, mit der Strenge der alten Schule gegen sie vorzugehen. Die Reformpädagogik, zu der sich auch Doktor Schulze bekannte, lehrte, Renitenz mit Verachtung zu strafen.

Immerhin übernahm er ganz gern einige Gesten der alten Zeit, denen er praktischen Wert zusprach. So stellte er sich beispielsweise, ehe die Stunde begann, einen Augenblick aufgerichtet neben das Katheder, musterte offenen Blicks die vor ihm stehende Klasse, schaute gewissermaßen jedem bis in die Tiefe seines Herzens hinein und sagte dann: „Beginnen wir."

Alles setzte sich, und Doktor Schulze begann.

Er begann, da die Lektion eine Einführung in Ciceros Rede de virtute vorsah, mit den von ihm erfundenen allgemeinen Interpretationen, das heißt, er wollte nicht nur stumpfsinnig Grammatik und Textauslegung treiben, er wollte den Geist des Ganzen sichtbar werden lassen. Wenn also Cicero eine Rede über die Tugend hielt, so schien es ihm nötig, die Schüler zunächst einmal über Wert und Wesen der Tugend zu belehren.

„Was ist Tugend?" fragte er, eine Hand mit ausdrucksvoller Geste leicht hebend. Und da niemand sich regte, wahrscheinlich niemandem die Tugend der alten Römer, an die man doch nicht glaubte, zu interessieren schien, so beantwortete Doktor Schulze seine Frage selbst: „Tugend ist eine moralische Grundeigenschaft, deren jeder Mensch, welcher der Gesellschaft angehört, teilhaftig sein muß. Man kann Tugend demzufolge sogar als moralischen Imperativ definieren. Freilich ist damit das Wesen der Tugend nicht erschöpft. Vielmehr kennen wir viele Tugenden als da sind: Duldsamkeit, Sparsamkeit, Enthaltsamkeit, Ordnung — Eigenschaften, die man wieder unschwer mit dem gemeinsamen Worte Sitte oder Moral umfaßt. Kein Zweifel, Tu-

gend ist ein sittlicher Begriff, und der Tugendhafte muß ein sittlicher Mensch sein. Soweit über die Definition der Tugend. Wir können nunmehr, da Sie ja alle schon mehr oder weniger erwachsene Menschen sind und Denken gelernt haben, die philosophische Seite des Problems leicht streifen. Es entsteht hiermit die Frage, ob Tugend angeboren oder erlernbar sei, mithin ob sie zur Sünde in einem absoluten Gegensatz stehe. Die Frage ist nicht ganz leicht, ich lasse Ihnen Zeit, einen Augenblick nachzudenken." Nachdem eine Minute verstrichen, bewegte sich etwas unsicher in der Gegend der mittleren Bänke.

„Nun, Bratter? Was haben Sie auf dem Herzen?"

Bratter sagte zögernd, er meine, man dürfe so nicht trennen, angeboren oder erlernbar —

„Wie soll man denn Ihrer Meinung nach trennen?" fragte Doktor Schulze.

Ja, das wußte Bratter auch nicht gleich zu sagen.

„Kann jemand Bratter sekundieren?" fragte Doktor Schulze.

Niemand. Einige präparierten schon vor, andre schrieben unter der Bank Mathematikaufgaben ab. Niemand wollte Bratter sekundieren.

„Ich stelle also die Frage neu," sagte Doktor Schulze, sichtlich befriedigt über das Schweigen der Klasse. „Ich stelle sie so: Wird man tugendhaft geboren oder kann man auch durch freien sittlichen Willen zur Tugend gelangen?"

„Beides!" riefen einige.

„Richtig," nickte Doktor Schulze, „einige bevorzugte Menschen werden schon tugendhaft geboren, andre hingegen müssen auf dem mehr oder weniger dornigen Pfade der Zucht zu ihr gelangen. Kann mir einer ein Beispiel für Menschen geben, die tugendhaft geboren sind?"

„Cicero" schlug jemand vor, wahrscheinlich nur, um diese fruchtlose Diskussion abzukürzen.

„Lasse ich gelten."

„Paul Gerhard," meinte ein andrer.

Doktor Schulze nickte.

„Goethe! Wilhelm II.!" riefen zwei Schüler aus verschiedenen Klassengegenden.

Doktor Schulze zog leicht verlegen einen Mundwinkel hoch und drückte sich seinen Klemmer fester auf die Nase. „Gut, gut," wehrte er ab, „wir haben genug Beispiele. Ich frage jetzt, welches der kürzeste Weg zur Tugend ist. Kann mir einer etwas darauf antworten?"

„Durch die Sünde," sagte ein hochgeschossener blasser Mensch mit blondem Schopf.

Der Lehrer hohnlachte. „Das möchte Ihnen so passen, Pape. Großartig!"

„Ich nehme an," sagte Pape mit sichtlichem Widerwillen gegen Doktor Schulze, „daß keiner das Recht hat, sich tugendhaft zu nennen, der nicht zunächst einmal das Gegenteil gewesen ist. Es ist leicht, tugendhaft zu sein, wenn man nicht auch sündhaft sein kann."

„Eine hübsche Lehre für moralisch Minderwertige."

„Weshalb fernerhin," schloß Pape seine Darlegung, „es lächerlich wäre zu behaupten, daß jemand tugendhaft geboren werden kann. Man wird mit einem Wasserkopf geboren oder mit Schielaugen, aber nicht mit Tugend."

Die Klasse war über den Wasserkopf begeistert. Großes Gelächter, einer klatschte in die Hände.

„Lassen Sie das dumme Klatschen, Buchmeyer," donnerte Schulze. „Was Pape sagt, ist Unsinn. Er will augenscheinlich seinen schlechten Lebenswandel rechtfertigen. Sehr bequem! Nun, Cicero ist andrer Ansicht und wird diese törichte Meinung unschwer widerlegen. Fangen wir an."

Damit war der „philosophische Teil" der Lateinstunde beendet und der grammatische begann.

Wenn wir diesen Beginn der Lateinstunde Doktor Schulzes nicht unterschlugen, so geschah es deshalb, weil — so lächerlich es klingt — die Meinung des Schülers Pape in Eduard Schulze einen Reflex hinterließ, den der reife Mann

selbst nicht für möglich hielt. Er teilte keineswegs den sittenlosen Standpunkt Papes, war sogar überzeugt, daß in dieser Form der Gedanke so lächerlich wie verwerflich wäre, stand aber nicht ab, ihn in andrer Form für diskutabel zu halten. Etwa in der Form, daß niemand recht Einblick in die Tugend nehmen könne, der nicht wenigstens das Laster experimentell kennen gelernt habe. Natürlich gibt es tugendhaft geborene Menschen, doch gerade diesen Menschen steht das Recht zu, — und wem sonst als ihnen? — die Sünde kennen zu lernen, sie zu studieren. Aus der Kenntnis der Sünde heraus konnten sie dann nicht nur doppelt makellos leben, sondern sogar den Unmoralischen mit Recht ihre Laster vorhalten.

Erwägungen dieser Art verfolgte Eduard Schulze, er glitt mit Achselzucken über sie hinweg; doch als er zu Bett ging, traten sie, illustriert vom Traume der letzten Nacht, erneut auf. Er sagte sich: Eigentlich wäre es meine moralische Pflicht als Lehrer und Jugenderzieher, natürlich ganz objektiv und kühl, Einblick in das zu nehmen, was man als untugendlich oder lasterhaft bezeichnet.

Und in der gleichen Nacht, als er einmal erwachte und mit hellem Hirn eine gute Stunde schlaflos lag, sprach er zu sich selber: „Man müßte einmal sehen, was die Leute Sünde nennen und wie sie sündigen, man müßte sehen, ob es schwer ist, sich des Lasters zu enthalten, erst dann kann man Führer der Jugend werden. Man braucht deshalb noch nicht zu sündigen, man kann ganz objektiv bleiben.“ Natürlich war ihm von vornherein klar, daß Frau Qual nicht als Studienobjekt dafür in Frage kam. Auch Annenstedt kam nicht dafür in Frage, ganz ausgeschlossen. Es käme ein solches oder ähnliches Unternehmen überhaupt erst in zehn Tagen in Frage, wenn die Pfingstferien begonnen hatten. Man müßte verreisen, irgendwohin und dann weitersehen.

Zehn Tage vergingen, jeder Tag förderte seinen Gedanken. Auch Ciceros Rede war nicht imstande, ihm die Nahrung zu entziehen, welche ihn aus den Tiefen des Bluts speiste. Die Reise ward beschlossen, das Ziel bestimmt, im übrigen

alles offen gelassen. Es war eine moralische Studienreise, und Eduard Schulze beschloß, sich auf den Standpunkt des wissenschaftlichen Entdeckers zu stellen, der kühl die Reaktionen der Säuren und Elemente in der Retorte beobachtete.

Was nun das Ziel der geplanten Reise anging, so war er darüber mit sich im Reinen, daß es sich diesmal nicht um einen Landaufenthalt mit Ausflügen im Touristenkostüm handeln konnte. Er wählte also die Stadt. Eine Kleinstadt, selbst eine solche mittlerer Größe kam nicht in Betracht, vielmehr stellte er mit aller Sachlichkeit fest, daß, wenn er schon überhaupt eine Studienfahrt der gedachten Art unternahm, es sich nur um die Zentrale, um Berlin handeln konnte.

Eduard Schulze liebte Berlin nicht. Er hatte seinerzeit zwei Semester in Berlin studiert, viel und fleißig gearbeitet, in seinen Freistunden die Museen, gelegentlich wohl auch das Theater besucht. Er kannte also die Hauptstadt und durfte aus dieser Kenntnis heraus den Standpunkt vertreten, daß Großstädte nur Zentren des wirtschaftlichen und politischen, nie des kulturellen Lebens sein können. Er hatte sich eine eigene Meinung über die Kulturfrage gebildet, nannte sich Neoweimarianer und wünschte die Erneuerung seines Vaterlandes aus einer Art kultureller Dezentralisation. Das moralische Leben der Hauptstadt hatte ihn nie gelockt. Er verabscheute es.

Trotzdem beschloß er, diesmal nach Berlin zu reisen. Hier galt es nicht sentimental zu sein. Außerdem wohnte in Berlin ein Studienfreund von ihm, Junggeselle, gut situiert und voller Beziehungen zu saloppen Kreisen. Er zweifelte nicht daran, daß er durch diesen Studienfreund über alle fraglichen Angelegenheiten rasch unterrichtet werden könnte, jedenfalls genug unterrichtet, um sagen zu können: Aha, also so treiben es die Leute! Um genau wissen zu können, wie rein und unbefleckt sein eigenes Leben dagegen stand. „Also, Frau Qual, ich reise nach Berlin. Passen Sie schön auf inzwischen, und wenn mich in meiner Abwesenheit jemand besucht, schreiben Sie den Namen auf."

Frau Qual bekam lustige Augen und legte die Hände friedfertig ineinander: „Na, sehn Sie mal an, Herr Doktor. Nach Berlin reisen Sie also!"

„Ja, ja, es ist eine unbedeutende Studienfahrt. Ich habe eine Konferenz mit Kollegen und will mich dann gleich ein bißchen in Theatern und Konzerten umsehen." Er ärgerte sich über diesen langen Satz, lag doch gar keine Veranlassung vor, Frau Qual nähere Erläuterungen zu geben.

„Na schön," sagte die Wirtin, „denn also glückliche Reise und bringen Sie mir keine Braut heim nach Annenstedt! Haha."

„Haha," erwiderte Eduard Schulze, bereits nervös vor lauter Ärger über diese Unverfrorenheiten.

Doch gerade als er seine Handtasche schließen und sich fertig machen wollte, klopfte es. Auf sein erstauntes „Ja" erschien Professor Bauernfeind vom Stefaneum, der Ordinarius seiner Sekunda, ein alter Herr mit jovialer Haltung und viel Sinn für Überraschungen. Er hatte einmal nach Doktor Schulze schauen und ihn zu einem Vorpfingstspaziergang durch die Anlagen abholen wollen. Doch — holla! Was sehe er: eine Handtasche? Verreisen?

Ja, nickte Schulze und lächelte gezwungen, er wollte gerade verreisen.

Und wohin, wenn's erlaubt sei zu fragen?

Schulze erinnerte sich seines provisorischen Postens am Stefaneum, überschlug blitzschnell dies und jenes und sagte: „Nach dem Harz."

„Na, dann können Sie ja erst vier Uhr fünfzehn Minuten fort (Professor Bauernfeind kannte alle Züge), oder wollen Sie eine Stunde auf dem Bahnhof sitzen?"

Nein, nein, das wolle er nicht. Ja, vier Uhr fünfzehn Minuten, das sei sein Zug.

„Gut. Kommen Sie mit mir auf einen Rutsch durch die Johannispromenade?"

„Jawohl, gerne."

Er dachte, mein Gott, wie werde ich den los, ließ ihm in-

dessen artig den Vortritt und beeilte sich, auf der Straße angelangt, dauernd an seiner linken Seite zu gehen.

Der Spaziergang dauerte knapp eine Stunde. Um zwei Uhr fünfundvierzig Minuten hatte Eduard Schulze verstohlen nach seiner Uhr geschaut. Es war die Zeit, in der sein Berliner Schnellzug von Annenstedt abging. Um drei Viertel auf vier befand er sich wieder daheim, stürzte auf ein Kursbuch und stellte fest, daß gegen fünf Uhr noch ein Personenzug mit Anschluß nach Berlin von Annenstedt abfuhr.

Leider lief der Personenzug bereits zwanzig Minuten zu spät im Bahnhof ein. Anstatt nun früher abzufahren, wartete er mit Seelenruhe, bis der phlegmatische Bahnvorsteher sein Zeichen gab. Dann trollte er gemütlich aus der Halle, und nicht einmal Eduard Schulzes Nervosität verhalf ihm zu einer pünktlichen Ankunft in G. Der Schnellzug nach Berlin war längst nicht mehr da.

Eduard Schulze stand somit vor der unabwendbaren Tatsache, in diesem Landstädtchen, das ihm gänzlich uninteressant war, mochte es selbst als Eisenbahnknotenpunkt eine gewisse Bedeutung haben, übernachten zu müssen. Doch wo, um des Himmels willen, wo? Er hatte natürlich keine Ahnung, ob es hier überhaupt ein solides Hotel gab, und wenn es eins gab, wo dieses zu finden wäre.

Nachdem er fünf Minuten vor dem Stationsgebäude unsicher gestanden, wandte er sich an einen jungen, entschlossen aussehenden Herrn im hellen Raglan und bat um Auskunft.

Der Herr führte zwei Finger seiner rechten Hand zum Hutrande, hörte ihn an und sagte: „Kommen Sie gleich mit." Damit schritt er aus und bog nach wenigen Minuten zur Linken ins Städtchen ein.

„Wohin führen Sie mich denn?" fragte Schulze besorgt.

„Ins Feuer. Gasthof zum Feuer. Kann ich empfehlen. Ist nicht teurer, hat gute Betten, gutes Essen, gepflegte Biere."

„Aha."

Kurze Zeit verging, dann hob der Herr den Arm und wies irgend wohin. „Dort," sagte er, „dort steht es."

Schulze nickte. „Was zahlt man für ein gutes Zimmer?“

„Ach Gott, nicht viel. Haben Sie man keine Bange. Ich kenne die Wirtsleute, sind keine Halsabschneider. Sind Sie Kaufmann?“

„Nein.“

„Ich bin Kaufmann; wir Kaufleute kennen die guten Gasthöfe, wir lassen uns nicht reinlegen. Heutzutage muß man sich vorsehen.“

„Ohne Zweifel.“ Eduard Schulze erzählte ihm darauf sein Mißgeschick mit dem Berliner Schnellzug und hörte als Antwort, daß der Personenzug nie den Anschluß bekomme. „Ach, woher denn! Steht im Kursbuch. Na ja, das kennt man.“ Er winkte mit der Hand ab. Unter diesen Gesprächen betraten sie den Gasthof. Der Herr im Raglan knipste mit den Fingern und rief einer alten Frau, die im Nebenzimmer hinter der Biertheke stand, zu, daß ein neuer Gast angekommen sei. Dann grüßte er und begab sich in die Restauration. Beim Abnehmen des Hutes bemerkte Schulze eine Glatze. Der Herr, welcher ihm anfänglich jung erschienen war, mochte gut seine vierzig Jahre zählen.

Ein junges Mädchen mit blanken Augen erschien und führte Schulze auf sein Zimmer. Übrigens kein komfortables Zimmer. Holzbett, ein paar Samtmöbel, Schrank und Waschtoilette mit Spiegel.

Er befühlte das Bett und sah, als er sich umdrehte, wie das Mädchen lächelte. Das machte ihn verlegen. Er wollte eine Erklärung geben, warum er gewohnt sei, ein neues Bett zu befühlen, doch merkte er, daß diese Erklärung zu weit führte und brach ab.

„Ist ein gutes Bett,“ sagte das Mädchen.

„So?“

„Ja. Können Sie glauben. Ich habe schon drin gelegen.“

Schulze wurde rot und blickte zur Seite. Das Mädchen legte ihre Hand auf die Klinke. „Also wollen Sie dies Zimmer oder eins vorn heraus mit zwei Betten? Sie brauchen es nur einfach zu bezahlen.“

„Ich nehme dies," sagte Schulze rasch.

Das Mädchen ging. Er schloß die Tür ab, öffnete die Handtasche und entnahm ihr einige Gegenstände, die er in genau bemessener Entfernung voneinander auf dem Waschtisch ausbreitete. Dann setzte er sich auf das Bett, wippte und probierte die Federung aus. Sie war nicht bedeutend. Doch schien sie ihn zu befriedigen, denn er blieb sitzen und schaute nachdenklich auf den farblosen Vorleger. Er erinnerte sich der kecken Worte des Zimmermädchens und fragte sich, ob diese Worte etwa einer unsittlichen Aufforderung gleichzusetzen wären, ob das Mädchen am Ende eine käufliche Person sei, die sich ihm hatte anbieten wollen. Nein, nein, Unsinn, für diese Annahme lagen keine sicheren Anzeichen vor. Trotzdem blieb er noch auf dem Bettrand sitzen und vergegenwärtigte sich die jugendlich frische Figur und das rotbäckige Antlitz des Mädchens. Ein hübsches Kind sozusagen, proper und irgendwie eigenartig. Hm. Er hätte dem Gespräch vorhin eine andre Wendung geben sollen. Hinwiederum zum Teufel, was ging ihn die Dirne an! Nichts natürlich, aber war er nicht zu Studienzwecken aus Annenstedt fortgereist? Wäre nicht am Ende schon hier Gelegenheit gegeben, die Untugenden junger Mädchen aus nächstem Augenschein zu prüfen und daraus Folgerungen zu ziehen, die ihn ermächtigten . . . wozu ermächtigten? Nun, zu diesem und jenem. Immerhin, dies alles war nicht leichthin von der Hand zu weisen. Übrigens war die Dirne vergleichsweise sinnlich. Es würde ein leichtes sein, sie zu veranlassen, sich nackt zu zeigen. Nur beispielsweise. So verrottet sind heute die Sitten selbst in kleinen Städten. Die Menschen werden entweder keusch geboren oder sie sind zu allem fähig. Besonders die Frauen! Und gerade die Frauen!

Eduard Schulze erhob sich, steckte den Zimmerschlüssel in die Manteltasche und ging eine Dreiviertelstunde im Ort spazieren. Die Dämmerung hüllte Gassen und Plätze in warme Tücher ein, die Kastanienblüten, der Himmel ließ

hie und da einen Stern aufblinken. Gottlob, gutes Wetter. Im übrigen, ein fades Nest.

Er kehrte in den Gasthof zurück, setzte sich an einen der drei gedeckten Tische und bestellte bei der Alten ein Rumpsteak mit Rotkohl und Bratkartoffeln, dazu ein Münchener. „Gut," sagte die Alte, die Emmi bringt's Ihnen gleich, wollen Sie das Bier sofort?"

„Ja, sofort." Er verspürte Durst. Das volle Glas schäumte über und er trank ein gut Teil davon ohne Verzug. Nach einer Weile ging die Tür auf, der glatzköpfige Herr erschien, grüßte und erkundigte sich, ob Schulze gut untergebracht sei. Es entspann sich ein Gespräch, aus dem Doktor Schulze erfuhr, daß Emmi die Wirtstochter sei. Ja.

Der Glatzköpfige fragte, ob er sich zu ihm setzen dürfe, erhielt die Erlaubnis und brachte sein Bier herüber. Indessen tauchte Emmi mit dem Rumpsteak auf. Es duftete gut, war vortrefflich gebraten und sogar mit Meerrettich angerichtet. Sie sah auch jetzt frisch und appetitanregend aus, nur ihre Hände waren rot, unschön, ohne Kultur. Nun, darüber brauchte man sich nicht zu beunruhigen.

Als sie den Glatzköpfigen fragte, was er wünsche und dabei einen etwas affektiert spitzen Mund machte, legte er seinen Arm um ihre Hüfte unterhalb des Kreuzes und sagte langsam: „Einstweilen nichts, mein Schatz. Rien du tout, he?"

Sie schwieg und ging mit blanken Augen ab.

Der Glatzköpfige schaute ihr nach, beugte den Kopf zu Doktor Schulze vor und meinte gedämpft: „Lecker, was?" Als der Angeredete nickte, sagte er: „Greifen Sie zu. Die geht Ihnen auf die Route, wenn Sie's geschickt anfangen. Was da, geschickt! Soll ich vermitteln?"

Schulze wehrte erschreckt ab. Doch um nicht als der Schüchterne dazustehen, fügte er hinzu, daß er sich das Kind mal erst näher ansehen wolle. Damit war das Gespräch über Emmi fürs erste beendigt. Der Glatzköpfige begann von Frauen zu erzählen, berichtete unsaubere Erlebnisse und brachte, da er geschickt zu pointieren wußte, seinen Zuhörer in eine

zwiespältige Stimmung. Schulzes Widerstreben wurde immer wieder durch den Einwand gelenkt, daß er ja zu dem Zweck ausgezogen sei, um eben Einblicke in gewisse Verhältnisse zu gewinnen. Er trank ein zweites und drittes Glas Bier. Beim dritten Glase fragte er mit mutigem Anlauf Emmi: „Wann haben Sie denn zuletzt in meinem Bett geschlafen?"

Sie hob die Augenbrauen und lachte. Auch Doktor Schulze lachte. Der Glatzköpfige sagte: „Heute nacht, was?"

Emmi räumte schweigend die Teller ab und berührte dabei mit dem Arm Schulzes Schulter. Er versuchte seinerseits unmerklich mit seinem Fuß ihren Unterschenkel zu streifen. Es fiel aber ungünstig aus, und sie sagte „Aua!"

Als sie ihn verließ, sah er ihr in leichter Erregung nach, wies mit dem Arm hinterher und meinte nunmehr seinerseits zum glatzköpfigen Herrn, daß die Kleine den Teufel in sich habe. Es lag kein Grund vor, dies zu behaupten. Der Glatzköpfige lachte ein breites Lachen und stieß eine dicke Zigarrenwolke aus. „Ja, die Weiber!" sagte er, „wenn die Weiber nicht wären, was Kollege?"

Schulze nickte. Plötzlich platzte er heraus: „Glauben Sie, daß es möglich wäre, mit ihr einig zu werden?"

„Emmi? Ja, warum denn nicht. Allemal toute la même chose."

Doktor Schulze verspürte Lust, seinem Gegenüber auch irgend etwas Gepfeffertes zu erzählen, doch ihm fiel nichts ein. Zwar erinnerte er sich so vorübergehend an Frau Qual, aber, weiß Gott, Frau Qual paßte nicht in diese Unterhaltung. Es war eine angenehme Unterhaltung, ein bißchen roh, männlich, herrlich. Man erhielt so seine Einblicke in das vorurteilslose Leben der Herren Kaufleute.

Indessen schien dieser ihn zu einem vierten Glase Bier animieren zu wollen. Das erschien Schulze verdächtig, er zahlte also und begab sich nach oben. Als er sich die Treppe hinauf und auf dem unerleuchteten Korridor zu seiner Tür hintastete, rief ihm Emmi etwas nach. Gleich darauf schaltete sie Licht an. Da überfiel ihn große Entschlossenheit; er fragte

nicht nach dem, was sie gerufen, sondern ging geradewegs auf sie zu, stellte sich vor sie hin und schrie sie förmlich an: „Wollen wir noch ein bißchen miteinander plaudern? Haben Sie Zeit jetzt?“ Er atmete schwer, war sehr erregt.

„Jetzt gleich?“ fragte sie mit halblauter Stimme.

„Ja, sofort, gleich.“

„Jetzt muß ich aufräumen, aber in einer halben Stunde.“

„Schön.“

Schulze tastet mit unsicherer Bewegung über ihre Brust und sagte: „Auf Wiedersehen.“

Im Zimmer angelangt, überließ er sich einige Minuten lang hemmungslos dem Gefühl des Rausches. Der Alkohol hatte ihn mit vielen gewagten Vorstellungen erfüllt. Er war entschlossen, kühn und gewaltsam vorzugehen. Das Mädchen erschien ihm schön und verrucht zugleich. Vorübergehend dachte er sogar daran, den glatzköpfigen Herrn auf sein Zimmer zu bitten, Sekt zu bestellen und mit ihm gemeinsam in das Labyrinth der sinnlichen Liebe einzudringen. Schließlich wäre es auch mit Bier oder einem einfachen Wein gegangen, man konnte sich die Rechnung teilen.

Je mehr indessen die Zeit fortschritt und die kühle Luft des Zimmers, dessen Fenster nach einem großen Garten zu offen standen, seinen Kopf aufblies, umso bedenklicher wurde er. Es stellten sich Hemmungen ein, Überlegungen, an die er unten nicht gedacht hatte. Zum Beispiel, was ihn dieses Experiment kosten konnte, wenn seine Behörde, Insonderheit die Kollegenschaft des Stefaneums davon erführe! Der Glatzköpfige kannte seinen Namen aus dem Fremdenbuch, er konnte schwatzen. Das Mädchen konnte, um Geld zu erpressen, mit Eröffnungen an seine Vorgesetzten drohen. Und dann: hing nicht in allen öffentlichen Bedürfnisanstalten eine Warnungstafel an der Wand, die junge Männer vor gewissen Ansteckungen hüten wollte? Ein Gewirr von Möglichkeiten, ja von Wahrscheinlichkeiten, in die eine einzige leichtfertige Handlung ihn verstricken und mit dieser Verstrickung zugrunde richten konnte.

Er beschloß, von seinem Vorhaben zurückzutreten, entkleidete sich und ging zum Waschtisch, um die gewohnte Säuberung vorzunehmen.

Da klopfte es leise.

Sein Herzschlag setzte sekundenlang aus. Er nahm sich zusammen und sagte ruhig: „Morgen, Fräulein Emmi. Ich sag's Ihnen morgen, was ich zu sagen hatte."

Das Mädchen ging. Ihn überfiel tiefer Verdruß, üble, schlechte Laune.

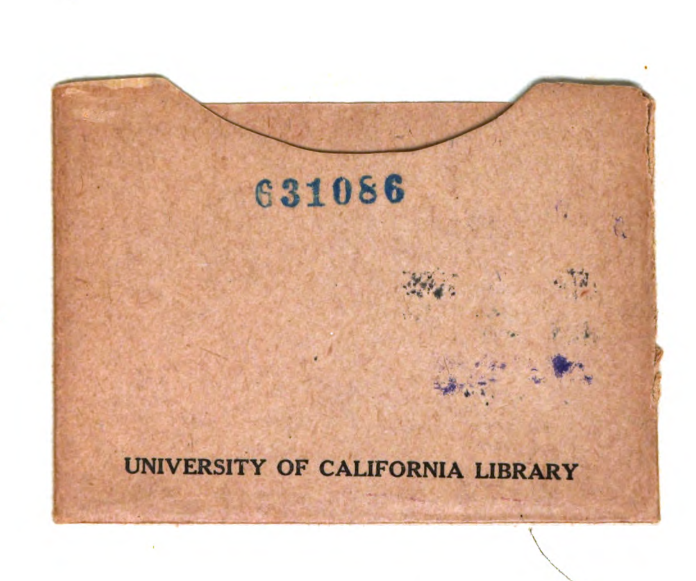
Trotzdem schlief er rasch ein, träumte vom Kollegen Bauernfeind, der merkwürdigerweise wallendes Haupthaar hatte, träumte von seinem verstorbenen Vater und ganz am Ende noch etwas, das ihn flüchtig beunruhigte. Er träumte, daß ein großer unheimlich tiefer Spalt durch einen Acker lief. Er stand an diesem Spalt und sah jenseits funkelnde Städte und blühendes Land, um ihn aber war ein kahles geschorenes Brachland. Doch ein Hinüberkommen schien unmöglich, der Abgrund trennte auf ewig beide Bezirke. Da trat ein Mann im Schlapphut zu ihm, der antwortete auf seine Frage: „Hier, wo du stehst, ist das Land der ewig Unfruchtbaren. Sie haben Tugend, aber kein Schicksal. Und drüben, wo die Städte funkeln und die Länder blühen, da leben die Tugendlosen, die da sündigen und ein Schicksal haben. Und jene bestraft Gott, diese aber stampft er ein, dieweil sie sind zu nichts nütze." Damit glitt der Mann, ohne daß Schulze sein Gesicht erkannt hätte, leicht hin über den Abgrund und verschwand drüben im Walde.

Eduard Schulze reiste morgens nach Berlin weiter. Leider war jedoch sein Studienfreund auf Urlaub gefahren. Also blieb ihm nichts übrig, als in eine Pension zu gehen und einige hübsche Ausflüge in die Mark Brandenburg zu unternehmen. Von dort aus schrieb er Ansichtspostkarten an seine Kollegen in Annenstedt und brachte, da er sich mit einem Kodak versehen hatte, ein paar gelungene Aufnahmen mit heim.

ts
te

h
h

n
r
r
r



631086
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

